



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

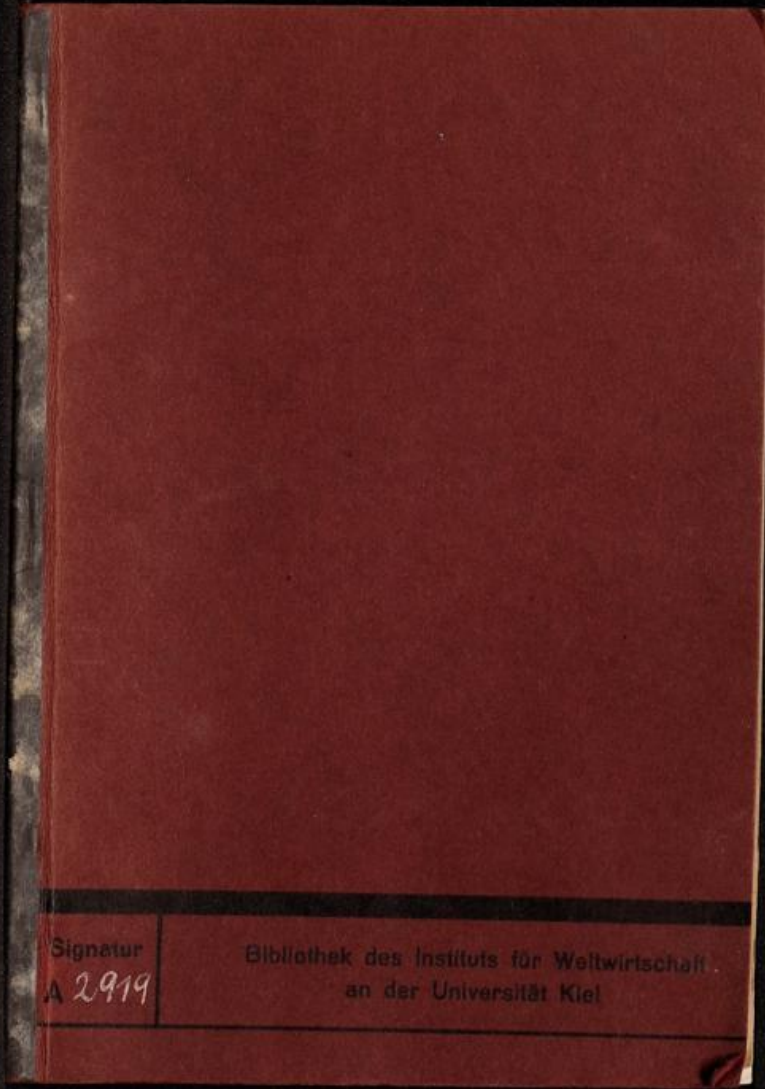
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Das deutsche Kaiserreich Mittelafrika als Grundlage einer neuen deutschen Weltpolitik

Zimmermann, Emil

Berlin, 1917

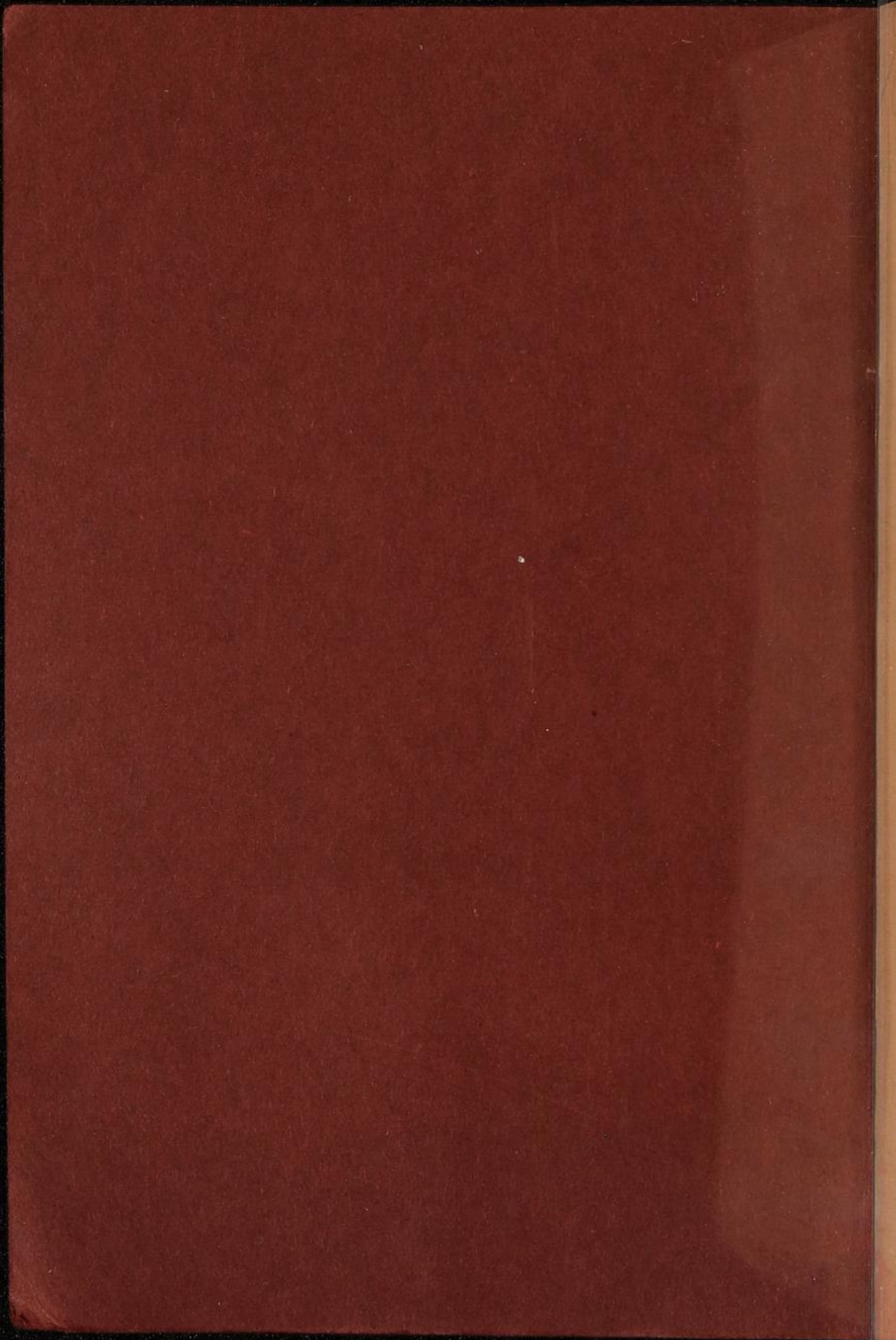
urn:nbn:de:gbv:46:1-11716



Signatur

A 2919

Bibliothek des Instituts für Weltwirtschaft
an der Universität Kiel.



Original-Exemplar

Das deutsche Kaiserreich Mittelafrika

als Grundlage einer neuen deutschen Weltpolitik

Von

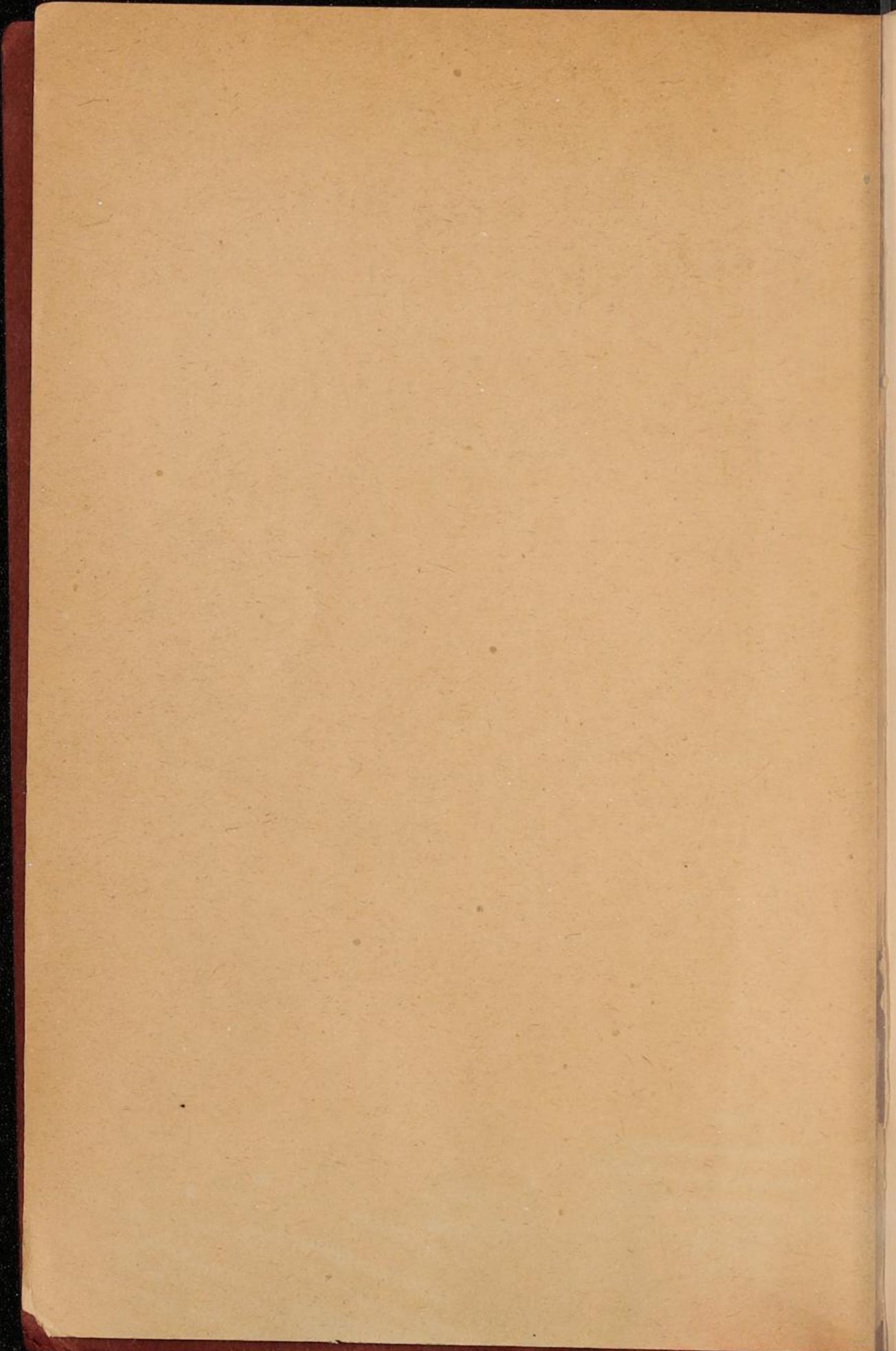
Emil Zimmermann

Berlin 1917

Verlag der
Europäischen Staats- und Wirtschafts-Zeitung G. m. b. H.
Berlin S.W. 11



Weltwirtschaftliches Archiv



Das deutsche Kaiserreich Mittelafrika

als Grundlage einer neuen deutschen Weltpolitik

Von
Emil Zimmermann



1917. 2. 7. 11



Berlin 1917

Verlag der
Europäischen Staats- und Wirtschafts-Zeitung G. m. b. H.
Berlin S.W. 11

V



Kh. V. b. 5164.

F. J. O. ...

I. Um die Geltung als Weltmacht.

Wir durften in den letzten dreißig Jahren vor dem Kriege zum Range einer Wirtschaftsmacht mit Weltgeltung emporsteigen. Unser Erfolg war groß; wir schrieben ihn der Schutzzollpolitik zu. Das Wesen unserer Schutzzollwirtschaft kann man kurz dahin charakterisieren, daß es im planmäßigen Verlegen der landwirtschaftlichen Produktion für unsere Industrie auf die billigen überseeischen Böden bestand. Um ein Beispiel zu geben: die Anbaufläche von Raps und Rübsen ging von 179000 Hektar im Jahre 1878 auf 31000 Hektar in 1913 zurück, die Anbaufläche von Flachs in derselben Zeit von 134000 auf knapp 15000 Hektar. Unsere Oel- und die Faser-Industrie bezogen ihr Rohmaterial aus klimatisch begünstigteren Strichen mit billigen Böden. Es wurde Grundgesetz unserer Wirtschaft, das für die Industrie benötigte Rohmaterial so billig wie möglich zu beschaffen; andererseits aber wurde die Grenze gegen alle Einfuhr für die menschliche Ernährung durch hohe Schutzzölle nach Möglichkeit gesperrt. Die Befriedigung des Nahrungsbedarfs der wachsenden Bevölkerung zu erhöhten Preisen war der deutschen Landwirtschaft vorbehalten.

In unserer Textil- und Bekleidungsindustrie waren schon 1907 rund 2,4 Millionen Personen beschäftigt; unsere Ausfuhr von Baumwollenwaren, Wollenwaren, Kleidern und Putzwaren, Wollengarn, Baumwollengarn und Zwirn wertete 1913 rund eine Milliarde Mark. Hätte unsere eigene Landwirtschaft Wolle und Fasern erzeugen sollen, so wäre der Aufschwung unserer Textil- und Bekleidungsindustrie nicht möglich gewesen. Wir hätten Auswanderung gehabt, mehr Menschen in der Landwirtschaft und weniger in der Industrie, weniger Abnehmer für Nahrungsmittel und billige Nahrungsmittel bei niedrigen Industrielöhnen. Nun haben uns aber die Angelsachsen in steigendem Maße mit Baumwolle und Wolle versorgt. Sie sandten uns 1913 für 223 Millionen Mark Schafwolle (53 pCt. unserer Einfuhr) und für über 600 Millionen Mark Baumwolle (97 pCt. unserer gesamten Einfuhr). Die Entwicklung unserer Textil- und Bekleidungsindustrie und damit zusammenhängend auch das Wohlbefinden unserer Landwirtschaft war abhängig von den Wolle- und Baumwollieferungen der Angelsachsen. Genau so ging es unserer elek-

trischen Industrie mit dem Kupferbezug. Von unserem Gesamtbezug im Werte von 335 $\frac{1}{4}$ Millionen Mark erhielten wir für 316 Millionen Mark (darunter für 294 Millionen allein aus den Vereinigten Staaten) von den Angelsachsen. In anderen Erzeugnissen war unsere Abhängigkeit vom Angelsachsenum geringer, aber doch noch so groß, daß man ohne Uebertreibung sagen darf:

Unsere Schutzzollwirtschaft war nur möglich, weil uns die Angelsachsen ihre billigen Böden in Uebersee zur Verfügung stellten.

Aber sie taten noch mehr. Sie gewährten unseren Kaufleuten, Handelsagenten, Handelsniederlassungen überall in ihrem weiten Machtbereiche Aufnahme, sahen sie nicht ungern, solange sie bescheiden waren, und dadurch trugen sie wesentlich zum Absatz unserer Industrieprodukte mit bei.

Man stelle sich vor, daß wir die reichen Gebiete in Südafrika, Westafrika, Australien, Indien, Ostasien, Kanada, wo überall die Angelsachsen vorgearbeitet haben, nicht gehabt, sondern mit der Gewinnung der Rohprodukte und der Organisation des Industrieabsatzes hätten ganz von vorn beginnen müssen. Wären wir dann so schnell zu der großen Industrie- und Handelsmacht emporgestiegen? Unser Aufschwung beruhte sehr wesentlich auf der englischen Politik der offenen Tür. Wir waren Einlieger bei England, wohnten bei den Angelsachsen zur Miete. Das Geheimnis unseres Aufstieges bestand außer unserer Organisation und der Schulung unserer Arbeiterschaft darin, daß uns England und die großen Rohstoffländer die offene Tür gewährten, uns erlaubten, aus ihren gewaltigen Rohstoff-Reservoirs zu schöpfen. Wird uns diese Möglichkeit gesperrt, dann sind wir mit einem Schlage wieder das Deutschland von 1880.

England will uns nun nicht mehr aus seinen Vorräten schöpfen lassen. Es empfindet uns, seit wir groß geworden sind, als lästigen Eindringling und will uns los werden. Das ist der Sinn des Krieges.

Daß es bei uns nicht an scharfer Erkenntnis der Lage gefehlt hat, beweist der Brief, den Staatssekretär Dr. Solf bereits am 7. September 1914 an den Direktor O. Riedel der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln in Hamburg gerichtet hat. Es heißt darin:
Zum Glück wird das Geschick unserer Kolonien nicht in Afrika und in der Südsee, sondern auf den Schlachtfeldern Europas entschieden, und bei den bisherigen Erfolgen unserer Waffenhege ich felsenfestes Vertrauen, daß es uns gelingen wird, schließlich auch unsern schlimmsten Feind, die Engländer,

niederzuringen. Das aber ist eine schwere Aufgabe, viel schwerer, als sich's der größte Teil unserer Landsleute denkt, der das englische Weltreich nur vom Hörensagen kennt und durch eine von gerechtem Zorn über sein jetziges Verhalten getrübbte Brille ansieht. Die militärischen Machtmittel Englands zu Lande brauchen wir nicht zu fürchten. Mit den Künsten Kitcheners und Frenchs werden unsere Kommandierenden fertig. Zur See steht unsere junge, zahlenmäßig unterlegene Flotte gegen die größte Seemacht aller Zeiten, die es noch nötig fand, außer dem französischen Verbündeten auch Japan heranzuziehen. Es möchte vermessen klingen, in diesem ungleichen Kampf mehr zu erwarten als eine tötliche Schädigung des englischen Gegners. Hat nicht aber auch Nelson bei Trafalgar gegen eine Uebermacht gesiegt? Das Beispiel unserer Feinde berechtigt uns zu den kühnsten Hoffnungen. Und Großbritanniens Prestige, schon erschüttert durch unsere Siege über seine Truppen, wird jede Schlappe zur See schwer überwinden können, denn Englands Macht über die ihm botmäßigen eingeborenen Völkerschaften liegt in dem Glauben an die Unbesiegbarkeit des Mutterlandes. Trotz alledem heißt es kühl bleiben und auf der Hut sein; denn selbst bei einer Schwächung Englands dürfen wir die der britischen Kriegführung eigentümlichen, den Mangel an militärischer Bereitschaft ersetzenden Mittel nicht unterschätzen. So verwerflich und hinterlistig die Waffen sind, mit denen England unseren Handel und unsere Industrie bekämpft, es sind Waffen, die an Gefährlichkeit unseren gefürchteten Haubitzen gleichkommen . . . Klagen nützt aber nichts. Wir müssen auch gegen diese Mittel kämpfen und durchhalten, durchhalten nach beiden Fronten, militärisch und wirtschaftlich, bis wir Ruhe und Sicherheit wenigstens für ein Jahrhundert erstritten haben. Während wir mit unseren kontinentalen Feinden um den Sieg kämpfen, geht der Kampf mit England um die Siegesbeute. Und die darf nach den opferfreudigen Heldenleistungen unseres Volkes nicht klein sein . . .“

In diesem Schreiben ist ebensowenig Englandfreundlichkeit zu erblicken wie in den Bethmannschen Verhandlungen mit England vor dem Kriege über Mittelafrika. Die Erkenntnis drängte sich auf, daß England unsere Benutzung seiner offenen Tür verhindern wollte, und daß es geraten war, die Rohstoffproduktion auf eigenen tropischen Böden mit aller Energie aufzunehmen.

Der Erkenntnis unserer wirklichen wirtschaftlichen Lage ist auch das lange Zögern der Reichsregierung in der U-Boot-Frage entsprungen. Man wollte nicht den Kampf zur Entscheidung

darüber ausarten lassen, ob wir noch wirtschaftliche Weltmacht bleiben sollen. Deshalb suchte man den Bruch mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden. Er ist nun erfolgt, und Wilson ist es, der das Signal zum Kampfe gegen unsere wirtschaftliche Weltstellung gegeben hat. Die durch ihn erzwungenen Erklärungen des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen mittel- und südamerikanischer Staaten zu Deutschland sind keine Spielerei der Feinde, sondern eine höchst ernste Sache. Solange die Vereinigten Staaten nicht mit England zusammengingen, konnte als Ziel des Krieges gelten: Wiederaufnahme unserer alten Wirtschaft, daneben Entwicklung eines eigenen Kolonialreiches, damit wir nicht völlig Kostgänger der Rohstoffstaaten wären; heute dagegen hat sich die Lage von Grund auf geändert. Es muß uns heute klar sein, daß die Angelsachsen das große Ziel der Gründung eines gegen Deutschland gerichteten Weltsyndikats der Rohstoffstaaten aufgestellt haben und zäh an dem Bestreben seiner Verwirklichung festhalten werden. Natürlich darf man nicht denken, daß das Syndikat den Verkauf von Rohstoffen an Deutschland verbieten oder verhindern werde; das läßt sich nicht durchführen. Aber das ist gar nicht nötig; es genügt vollkommen, daß das englische Weltreich und die Vereinigten Staaten mit ihren Mitläufern und miteinander Handelsverträge abschließen, worin bestimmt ist, daß Rohstoffe, die an andere als die vertragschließenden Staaten gehen, mit einem Ausfuhrzoll belegt werden. Bleiben diese Bestimmungen 12—15 Jahre in Kraft, dann ist die Wiederaufnahme unserer früheren Wirtschafts- und Handelspolitik unmöglich. Gegen diese Gefahr sichert nicht Flandern, nicht der mitteleuropäische Wirtschaftsblock. Wir können auf dem Reichsgebiet nicht 70 Millionen Menschen wie vor dem Kriege ernähren, wenn wir nicht sehr billige überseeische Böden zur Verfügung haben.

Und so müssen wir heute, nachdem sich der Krieg zur Entscheidung darüber zugespitzt hat, ob wir eine wirkliche (nicht bloß eingebildete) Ueberseemacht sein oder zur Macht dritten Ranges herabsinken sollen, entschlossen und mit Aufgebot aller Kraft das erstere erstreben.

In einem früheren Stadium des Krieges konnten wir noch die Hoffnung hegen, es werde uns gelingen, unsere frühere Politik der Benutzung fremder Böden für unsere Interessen — wenn auch mit einigen Einschränkungen — fortzusetzen: heute muß uns klar sein, daß es für uns sich darum handelt, als Weltmacht auf eigenen Füßen zu stehen. Wir waren durch Englands Politik der offenen Tür emporgestiegen; diesen Fehler wollen die Angelsachsen jetzt korrigieren. Als Scheinweltmacht wollen sie

Deutschland nicht mehr neben sich dulden. Und jetzt heißt es: Weltmacht erkämpfen oder zur Macht dritten Ranges herabsinken. Der Kampf um die Geltung als Weltmacht ist jetzt das Ziel des Krieges.

II. Der Weg zur Weltmacht.

Die Flandern-Politiker sagen, Weltmacht könne nur durch den Besitz der flandrischen Küste errungen werden; er sei die Vorbedingung jeder gedeihlichen, von den Entschlüssen Englands und Nordamerikas unabhängigen Kolonial- und Uebersee-Politik. Das mag dem kontinental gerichteten Denken zutreffend erscheinen, erweist sich aber bei tieferem Schürfen als Fehlschluß. Es soll hier nicht auf die Befürchtung eingegangen werden, daß die Angliederung von Ländern mit fremdstämmiger Bevölkerung zur Schwächung Deutschlands führen könnte, obgleich sie nahe liegt. Aber diese Befürchtung wird — trotz aller Erfahrungen in den alten Grenzmarken — von weiten Kreisen nicht geteilt, also soll sie ausscheiden

Damit aber wird wohl jeder übereinstimmen, daß wirkliche Weltmacht nur behauptet werden kann: 1. durch eine starke heimische Grundlage, 2. durch starke Glieder der heimischen Wirtschaft in Uebersee, und daß 3. die heimische Stärke auf die Dauer nur durch eine gesunde wirtschaftliche Grundlage gesichert ist.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß Landgewinn in Litauen und Kurland nicht nur den nach dem Kriege auftretenden Landhunger befriedigen wird, sondern es wird auch die Ernährung des ganzen Volkes auf eine breitere Grundlage gestellt. Von dem übervölkerten Belgien aber ist Gleiches nicht zu erwarten; es bedeutet in der Ernährungsfrage jedenfalls keine weitere Entlastung. Doch könnte man vielleicht sagen, wir würden in den belgischen Industrien Arbeiter und Werkführer unterbringen können. Aber bedeutet dies und die etwaige reichlichere Ernährung wirklich eine Verstärkung der heimischen Grundlage? Dies scheint nur bei oberflächlicher Betrachtung so, weil wir heute, unter dem Druck der Nahrungsmittelnöte, meinen, wir würden in einem künftigen Kriege mit Kurland und Litauen gesicherter dastehen. Aber dabei vergessen wir ganz, daß unsere Lebensmittelknappheit mehr durch den Krieg an sich als durch Englands Absperrung verursacht ist. Das Entscheidende ist das Fehlen der Männer in Stadt und Land, die Verschlechterung der Bodenbestellung und

damit der Ernten, die Errichtung riesiger Läger durch die Militärverwaltung, das unvernünftige Angstgebahnen weiter Kreise der Bevölkerung. Und in einem künftigen ähnlich großen Kriege gewähren uns Litauen und Kurland keine größere Möglichkeit zum Durchhalten, und zudem haben wir beide ja bereits im zweiten Erntejahre zur Verfügung. Wir essen uns auch immer noch satt, wenn es manchmal auch knapp ist; das ist der beste Beweis dafür, daß unsere Ernährungsgrundlage stark genug ist. Aber zur heimischen Grundlage gehören auch eine blühende Industrie und starke Finanzen; sie sind ebenso wichtig wie die Ernährung. Gegen diese aber richtet sich jetzt der feindliche Ansturm. Und sie, nicht die Ernährung, gilt es dauernd zu sichern.

Gewiß suchen die Feinde auch Lebensmittelzufuhren von uns fernzuhalten, um uns matt zu machen; die Hauptsache aber ist ihnen doch die Rohstoffsperre. Und sie war von langer Hand vorbereitet. Die Aufforderung Wilsons an die Neutralen, seinem Vorgehen gegen Deutschland beizutreten, ist wenige Tage nach dem 1. Februar 1917 erfolgt. Eine so große Aktion aber, die auch bei China, Brasilien und einer ganzen Anzahl kleinerer Staaten schnellen Erfolg hatte, überlegt man nicht von heute auf morgen. Wilson hat monatelang darüber nachgedacht und die Sache bis in jede Einzelheit mit England besprochen. Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg und in der Weise, wie er sich vollzogen hat, ist der beste Beweis dafür, daß England den Gedanken auf die Niederringung Deutschlands auf dem Schlachtfelde in diesem Kriege aufgegeben hat. Es soll nun der unblutige Krieg der Rohstoffsperre folgen durch Erhöhung der Rohstoffpreise für Deutschland. Auf dieses Programm wollen die Angelsachsen China, Japan, ganz Mittel- und Südamerika verpflichten. Unsere großen Industrien, die von den überseeischen Rohstofflieferungen abhängig sind, würden sich dann nicht halten können. Zur Unterbringung der in ihnen frei werdenden Arbeiter müßten wir unsere Eisen- und Stahlindustrie, unsern Kohlenbergbau nach Möglichkeit entwickeln, ohne daß diese aber in der Lage wären, alle feiernden Kräfte aufzunehmen; viele Tausende würden der Landwirtschaft zuströmen. Ganze Scharen aber würden die Heimat verlassen. Und die Folge wäre schließlich auch der Rückgang der deutschen Landwirtschaft. Denn zu ihrer gesunden Entwicklung gehören eine gut gedeihende Industrie und ein im gesunden Verhältnis (nicht durch Raubwirtschaft wie jetzt im Kriege) verdienender Handel, und die Grundlage dafür sind billige Rohstoffe für die Industrie. Sind nach 15, 20 Jahren die Folgen der Rohstoffsperre im vollen Umfange eingetreten, dann werden England

und seine Trabanten aufs neue dem von innen ausgehöhlten Deutschen Reiche den Krieg erklären, und dann fehlt uns die heimische starke Grundlage.

Diese Gefahr erkennen die Flandern-Politiker so scharf, daß sie ihre Forderungen geradezu mit der Notwendigkeit begründen, dauernd den Bezug von industriellen Rohstoffen zu sichern. Nur bleiben sie den Nachweis schuldig, daß der Besitz von Antwerpen und der flandrischen Küste auch tatsächlich diese Wirkung hat. Admiral z. D. von Thomsen ist nicht dieser Meinung. Er sagt in der „Unabhängigen Nationalkorrespondenz“ vom 18. Juni 1917:

„Wenn heute oft von dem Erwerb der flandrischen Küste „zur Gewinnung der Freiheit für den Seeverkehr Deutschlands“ die Rede ist, so muß demgegenüber immer wieder hervorgehoben werden, daß der Besitz der Kanalküste bis einschließlich Boulogne für Deutschlands Sicherheit der britischen Flotte gegenüber unerlässlich ist. Der Besitz dieser Küste wäre aber niemals gesichert, wenn Deutschland nicht das dazugehörige Hinterland ganz in seiner Hand hält.“

Wir haben nach dreijähriger Kriegsdauer noch nicht einmal Dünkirchen; Admiral von Thomsen aber verlangt Calais und Boulogne mit Hinterland als Vorbedingung der Freiheit für den Seeverkehr. Also herrscht in den Kreisen der Flandernleute nicht einmal Einigkeit über das Maß der zu stellenden Forderungen. Aber auch darin haben sie nicht Recht, daß mit der Freiheit des Seeverkehrs alles getan wäre. Wie nun, wenn das Rohstoffsyndikat der Angelsachsen uns trotz Flandern keine billigen Rohstoffe verkauft? Dann haben wir trotz der Freiheit der Meeresfahrt den Rohstoffmangel im Lande und damit den Beginn der Aushöhlung unserer Wirtschaft, der heimischen Grundlage.

Wie sich die internationale Lage durch die Verschärfung der Beziehungen zwischen den Angelsachsen und uns gestaltet hat, können wir durch keinerlei kontinentale Maßnahmen unsere Industrie, unsere Finanzen und letzten Endes auch das Gedeihen unserer Landwirtschaft sichern; für eine starke Heimpolitik sind die billigen überseeischen Böden unerlässlich; an sie kommen wir nicht durch Flandern heran. Um uns zu sichern, müssen wir einen andern Weg gehen, und er ist uns gegeben durch die Vorgänge in Rußland und die großen Gegensätze zwischen Nord- und Südamerika.

Mitteleuropa, so gut und groß dieser Gedanke ist, was bedeutet er wirtschaftlich? Auf dem Balkan, in Vorderasien liegen gewiß manche Möglichkeiten, aber sie müssen entwickelt werden, und dazu sind Menschen nötig. Leben gewinnt Mitteleuropa,

wenn wir uns Rußland mit seinen weiten Flächen und seiner großen Wirtschaftszukunft hinzudenken. Rußland, Oesterreich-Ungarn, der Balkan, die Türkei können uns im Bezuge von Weizen, Mais, Hülsenfrüchten, Oelfrüchten, Tabak, Pflanzenfasern, Obst, Holz, Fleisch, Geflügel von den Angelsachsen freimachen. Die uns noch fehlenden Genußmittel, wie Kaffee, Kakao, Tabak, dazu Rohstoffe wie Oelfrüchte, Wolle, Häute kann uns Südamerika liefern, und es ist nicht zu schwer, Mittel- und Südamerika aus der gegnerischen Koalition herauszubringen.

Südamerika findet nicht in den Vereinigten Staaten und auch nicht im Britischen Weltreiche, die selber Rohstoffstaaten sind, seine natürliche Ergänzung, wohl aber im industriellen Deutschen Reiche. Ferner hungern Nord- wie Südamerika in gleicher Weise nach Menschen, und sie werden nach dem Kriege wütende Wettbewerber sein. Während der Jahre des Krieges hat die Auswanderung gestockt. Nordamerika will nach der Kriegszeit seine großen Gewinne anlegen und braucht dringend Hände. Die Vereinigten Staaten werden alles tun, den Einwandererstrom nach den eigenen Häfen hinzulenken. Was Belgien, Serbien, Rußland, Italien abzugeben haben, werden sie restlos aufnehmen. Wir und unsere Verbündeten nun würden Südamerika und Mexiko durch eine zielbewußte Rückwanderungspropaganda unter Deutschen, Oesterreichern, Ungarn, Deutschrussen in den Vereinigten Staaten und Kanada und Hinleitung eines großen Teiles dieser Wanderung nach Mexiko und Südamerika sehr wesentliche Dienste leisten. Auch diese Länder brauchen nach dem Kriege dringend Menschen; wenn wir sie ihnen geben, veranlassen wir sie, sich uns anzuschließen. Man soll aber nicht glauben, daß es damit bis nach dem Kriege Zeit hätte. Die Südamerikaner wissen von uns bis jetzt nur so viel, daß wir uns krampfhaft bemüht haben, den Bruch mit den Vereinigten Staaten, als einem Teile der Angelsachsen, zu verhindern. Sie haben darin das Bestreben gesehen, uns die Rückkehr in das alte Abhängigkeitsverhältnis offen zu halten. Sie haben keinen Anhalt dafür, daß wir uns anders orientieren werden. Also muß klar und deutlich gesagt und gezeigt werden, daß wir auf eigenen Füßen, nicht auf angelsächsischen Krücken, den Weg zur Weltmacht gehen wollen. Mit dem Hinweis auf Flandern ist das nicht getan; damit ist den Südamerikanern auch nicht gedient. Wie wir unser Verhältnis zu Japan nicht umgestalten können, ohne daß wir auf Australien, Indien, den amerikanischen Westen zu drücken imstande sind, ebensowenig vermöchten wir, auf die Nordsee beschränkt, die Südamerikaner von dem Druck zu entlasten, den das Angel-

sachsenthum auf sie ausüben würde, wenn England noch das Südamerika gegenüberliegende Mittelafrika beherrscht. Ein ganz anderes Gesicht aber gewinnt unser Verhältnis zu Südamerika sofort, wenn wir ein geschlossenes mittelafrikanisches Reich besitzen. An der Stärkung dieses Reiches würde der amerikanische Süden ein ebenso großes Interesse haben wie wir, weil er damit einen zuverlässigen Bundesgenossen gegen das Angelsachsenthum gewinnt. Und es fällt dann auch die mit deutscher Einwanderung nach Südamerika verbundene Befürchtung fort, daß Deutschland eines Tages den Versuch einer Unterwerfung Südamerikas unter deutsche Herrschaft machen könnte. Mittelafrika ist für eine Ergänzung unserer der schon erschlossenen billigen tropischen Böden benötigenden Wirtschaft durch Südamerika so sehr Vorbedingung, daß es um deswillen schon mit an der Spitze aller Kriegszielforderungen stehen müßte.

Hinzu kommt, daß Deutsch-Mittelafrika auch nach dem Indischen Ozean, der Südsee und Ostasien hin starke Wirkungen ausübt. Dies zu erklären, müssen wir ein wenig ausholen.

Wir werden uns damit abfinden müssen, daß England seine starke Stellung am Suezkanal und am Roten Meere behält; sie ist fast unerläßlich für die Beherrschung von Indien. Daß England dort aber stehen bleibt, ist für uns fast ebenso wichtig wie für jene Macht selber. Wir können Indien nicht nehmen, Rußland oder Japan aber werden zu einer Weltgefahr, wenn sie dies Land besitzen: Denn die zukünftige Entwicklung der Welt muß im Hinblick auf die großen tropischen Gebiete ins Auge gefaßt werden, die Ernährer großer Menschenmassen sind. Die beiden wichtigsten sind China und Indien mit 400 und 320 Millionen Bewohnern; sie beherbergen zusammen über zwei Fünftel der ganzen Menschheit. Dürfen je beide Gebiete an Japan fallen, das bereits nach China langt? Oder dürfen wir Rußland je ruhig im Besitze Indiens sehen, dem in Mittelasien weite, überaus reiche Gebiete eignen, und dessen Menschenfülle in naher Zukunft schon zu einer Gefahr für Mitteleuropa zu werden droht? England ist dazu durch diesen Krieg nicht endgültig abgetan. Es hat sich zu großer Kraftäußerung fähig erwiesen, auch in der Landkriegführung, wie sie die Welt bis vor kurzem nicht für möglich gehalten hätte. England wird in Industrie und Handel neuen Aufschwung nehmen, und es bedarf der Ergänzung durch tropisches Land. England Indien nehmen, hieße, es auf West- und Zentralafrika verweisen, die letzten tropischen Wirtschaftsgebiete, abgesehen von Brasilien, und jene beiden je 30—40 Millionen Neger beherbergenden noch unentwickelten Zukunftsgebiete zum Kampfbjekt der industriellen

Nationen Europas machen. Das würde Mittel- und Westeuropa gegenüber Rußland, Japan und den Vereinigten Staaten aufs schwerste benachteiligen. Eine vernünftige Weltpolitik muß diesen Fehler vermeiden und Englands Herrschaft in Indien erhalten, in Afrika diese Macht auf den südlichen Teil beschränken. Das tropische Afrika aber sollte möglichst ganz Mitteleuropa als ergänzendes Wirtschaftsgebiet vorbehalten sein.

Das Schwergewicht des Britischen Weltreiches liegt heute noch anscheinend unverrückbar im nördlichen Atlantik, obgleich von seinen 440—450 Millionen Bewohnern nicht weniger als 350—355 Millionen in Süd- und Ostafrika, Indien und Australien, also um den Indischen Ozean, wohnen. Aber wirtschaftlich und politisch ist das große Reich um den Indischen Ozean von Jahr zu Jahr wichtiger geworden. Der Außenhandel dieses Teiles des Britischen Weltreiches wertet bereits 14 Milliarden Mark gegen etwa 30 Milliarden, welche der Handel Englands, Kanadas, Englisch-Westindiens und Englisch-Westafrikas ausmacht. Auch militärisch ist jener Teil in diesem Kriege merkbar hervorgetreten, eine anerkennenswerte Leistung, wenn man bedenkt, daß der Sudan und die größten Teile von Süd- und Ostafrika erst nach 1898 gewonnen wurden. Australien, Indien und Südafrika werden nach diesem Kriege an wirtschaftlicher und militärischer Bedeutung wachsen. Damit werden die großen Verbindungswege von England zu diesen Kolonien zu Lebensadern für das Britische Weltreich, welche wir von Ost- und Westafrika aufs schwerste bedrohen können. Mittelfrika würde etwa im Zentrum des Britischen Weltreiches liegen, und Australien und Indien würden für ihre großen Verschiffungen mit dieser deutschen Kolonie rechnen müssen. Ihre Politik würde die Indiens und Australiens stark beeinflussen und damit auch die Japans. Durch Mittelfrika erhalten wir wirklich Weltmachtstellung mit starken Einwirkungen auf Südamerika, den Indischen Ozean und das Arabertum in Nordafrika, und viel sicherer als die flandrische Küste, die nach dem Zeugnis des Admirals von Thomsen ohne Boulogne doch nichts wert ist, gibt uns Mittelfrika die Stellung gegenüber dem Angelsachsentum. Bekunden wir durch energische Aufnahme der Arbeit in Mittelfrika den festen Willen, auch in der Erzeugung der Rohstoffe für unsere Industrie möglichst auf eigenen Füßen zu stehen, dann haben wir den Willen der Angelsachsen zur gegen uns gerichteten Weltsyndikats-Bildung gebrochen, weil wir dann mit Südamerika rechnen dürfen. Und unsere Wirtschaft mit ihren billigen Rohstoffen für die Industrie und den gesteigerten Inlandspreisen der Produkte für die menschliche Ernährung als Grund-

lage des Gedeihens unserer Landwirtschaft, ist gesichert, gesichert ist damit die Grundlage unserer heimischen Kraft. Wir werden außerdem künftig nicht wieder nur Einlieger bei mit Bodengütern mehr begünstigten Nationen sein; wir werden ein großes Gebiet der Erde aus eigener Kraft emporbringen und nach einem Menschenalter unser eigenes Brasilien oder Indien haben. Das ist gar nicht hoch genug zu veranschlagen.

Von den Kämpfern für Flandern wird immer gesagt: Wie bekommen wir aber die Rohstoffe nach Deutschland, wenn wir keinen gesicherten Ausgang zum freien Weltmeere haben? In dieser Frage drückt sich die Befürchtung aus, daß England, dem ja alles zuzutrauen ist, uns eines Tages mitten im Frieden die Durchfahrt durch den Kanal sperrt und unsere Schiffe und Waren wegschleppt. Das ist in der Tat eine sehr ernste und, wie die Vorgänge in Griechenland zeigen, durchaus nicht eingebildete Gefahr, der gegenüber alle internationalen Abmachungen versagen. Ob ihr aber wirksam durch den Besitz von Antwerpen und der Flandrischen Küste vorgebeugt wird, muß doch fraglich erscheinen, zumal sehr viele und starke Gründe zu der Annahme vorliegen, daß England nur schwer aus Calais und Boulogne herauszubekommen sein und dort jedenfalls stehen bleiben wird, wenn wir Belgien behalten. Wir müßten durch einen neuen erbitterten Krieg erst wieder England aus Calais und Boulogne hinauswerfen, und daß wir in diesem Kriege Frankreich auf unserer Seite haben würden, diese Annahme erscheint nach den Erfahrungen, die wir mit den Franzosen gemacht haben, doch reichlich kühn.

Um die Flandernfrage richtig zu werten, müssen wir sie zunächst auf ihren wahren Kern zurückführen und sie als das erkennen, was sie ist, als eine Sicherungsfrage gegen englische Uebergriffe. Daneben spielt ja nun allerdings noch der auf fünfzig Milliarden Mark geschätzte Wert von Belgien eine große Rolle, kommen seine Kohlenlager in Betracht; dies alles aber verblaßt vor der Tatsache, daß Belgien so wenig wie Kurland und Litauen uns das Gedeihen unserer Industrie sichert, für die wir billige, hauptsächlich tropische, Böden haben müssen. Sie sind zu unserm Leben nötig; die flandrische Küste aber bedeutet nur eine Sicherung für das ungestörte Wachstum unseres Lebens. Steht die Sache so, dann müssen wir uns zu allererst für die Lebensbedingung entscheiden, und dann müssen wir untersuchen, ob die flandrische Küste die einzige Sicherung ist. Das ist aber nicht der Fall.

Wir haben gesehen, wie ein Deutsch-Mittelafrika starke Wirkungen auf Indien, Australien und durch das nordafrikanische

Arabertum auf Aegypten und den Sudan äußert, wie es welt-politische Neugestaltungen auslöst. Und die Erwartung ist nicht unberechtigt, daß ein stark ausgebautes Deutsch-Mittelafrika England zwingt, uns das Tor durch den Kanal dauernd offen zu halten.

Schon im gegenwärtigen Kriege hat sich die militärische Kraft der deutschen mittelafrikanischen Kolonien zu zweifellos erwiesen, als daß sie noch mit Erfolg bestritten werden könnte. Darüber hat sich die Denkschrift des Flottenvereins, welche sein Gesamtvorstand dem Reichskanzler und dem Bundesrat unterbreitet hat, wie folgt ausgesprochen:

„Dagegen scheint aus den Kriegserfahrungen hervorzugehen, daß von allen unseren Kolonien die west- und ostafrikanischen die wichtigsten und militärisch auch am leichtesten zu verteidigen sein werden. Sie und den deutschen Welthandel wirksam zu beschützen, wird es einer Kreuzerflotte bedürfen, die in der Lage ist, sich auf wenige aber starke Stützpunkte am Lande und auf schwimmende in Gestalt von Troßschiffen zu verlassen, deren Schnelligkeit und Seeausdauer der ihrigen entspricht.“

Der höchsten Beachtung wert ist die Tatsache, daß die deutsch-ostafrikanische Truppe trotz ihrer Kleinheit zweimal nahe daran war, den Engländern die Ungandabahn zu entreißen. Am 19. September 1914 hatte der Kreuzer „Königsberg“ vor Zanzibar den englischen Kreuzer „Pegasus“ zusammengeschossen; am 20. September stieß eine deutsche Truppe von Tanga aus gegen Mombassa vor. Sie stürmte am 24. das englische Lager Majorini; Anfang Oktober wurde die englische Macht, welche Mombassa decken sollte, bei Gaza, 40 Kilometer südlich jenes Hafenplatzes, geschlagen. Mombassa war in Gefahr, in die Hände der Deutschen zu fallen. Gleichzeitig stießen deutsche Trupps immer wieder vom Kilimandscharo aus gegen die Ugandabahn vor, und zur selben Zeit marschierte eine deutsche Truppe am Ostufer des Viktoriasees auf Port Florence, den Endpunkt der Ugandabahn. Die Lage war für die englische Verteidigung mehr als kritisch; sie wurde nur durch die Ankunft starker indischer Truppentransporte gerettet.

Trotz des Einsatzes großer Indermassen auf der englischen Seite hatten die deutschen Streitkräfte Ende 1915 aufs neue die Oberhand im Norden; östlich des Kilimandscharo war die Ugandabahn in einer Ausdehnung von 30—40 Kilometern von ihnen besetzt. Da brachte die Ankunft einer großen Burenarmee den Umschwung.

Die Eroberung der Ugandabahn hätte seine ostafrikanische Kolonie für England unhaltbar gemacht und unheilvolle Fernwirkungen auf den Sudan und den ganzen afrikanischen Kriegsschauplatz ausgeübt. Die Bändigung des Sudan ist, wie der Aufstand des Imam von Darfur und der Kampf der Senussi beweisen, England und Frankreich nur sehr schwer gelungen; Französisch-Zentralafrika und große Teile des französischen Sudan sind, wie Meldungen in der französischen Presse erkennen ließen, noch Anfang 1917 im Aufstand gewesen. Welche Wirkung würde die Kunde ausgelöst haben: die Deutschen haben die Ugandabahn erobert, Mombassa und Nairobi besetzt; sie stehen im Verkehr mit Abessinien? Dies alles und der Verlust der Bahnlinie wurde nur dadurch verhindert, daß England ungestört große Truppentransporte über den Indischen Ozean bewegen konnte.

Durch diese Truppenzusammenziehungen ist es endlich gelungen, den größten Teil der Kolonie zu erobern. Ein großes auf den Krieg vorbereitetes Deutsch-Mittelafrika aber wird sich gegenüber dem Ansturm von Südafrika, Indien und Australien nicht nur halten, sondern mit dem nordafrikanischen Arabertum zusammen eine Macht darstellen, mit der England erst gar nicht anbinden wird.

III. Der Aufbau der deutschen Weltmacht.

Wir Reichsdeutschen beachten viel zu wenig, daß der Krieg ein Kampf gegen das gesamte Deutschtum in der Welt ist, und daß er uns deshalb als ersten Kampfpriis bereits etwas sehr Großes, noch nie Dagewesenes, beschert hat. Der kluge Geschichtsschreiber Albrecht Wirth schreibt im Schlußwort seiner „Kurzen Weltgeschichte“ (Verlag von Alfred Janssen in Hamburg): „Für uns Deutsche hat der Krieg einen Fortschritt gebracht, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann: zum erstenmale in der Weltgeschichte wissen sich alle Deutschen des Erdenrundes, auch die Amerikas, in ihren Wünschen und Gesinnungen einig. Das war in der Weltgeschichte noch nie da. Viele Köpfe, viele Sinne! Viel zerstreut waren wir auf dem Angesicht der Erde, und weit auseinander gingen unsere Anschauungen und Gedanken. Jetzt aber ist die Uneinigkeit für immer gebannt.“

Durch den Krieg und die Art, wie er von England immer schärfer als Wirtschaftskrieg geführt wurde, gibt es einen deutschen Willen in der Welt, der sich gegen den angelsächsischen Willen auflehnt; alles, was außerhalb der Reichsgrenzen deutsch auf der Erde ist, richtet seine Augen mit angstvoller Spannung auf das

große Ringen und fragt sich immer wieder, ob es dem Deutschen Reiche wohl gelingen werde, seinen Anspruch auf Weltgeltung durchzusetzen, und Hunderttausende Deutscher draußen erwarten davon für sich einen Aufstieg zur Höhe.

Es findet diese Tatsache eines allgemeinen Erwachens des deutschen Gedankens in der Welt in der Heimat leider nicht die genügende Würdigung, und wir erkennen noch nicht scharf genug den ungeheuren Vorteil, den uns dieses Erwachen bringt. Wir denken deshalb noch zu sehr an die Angliederung einiger Millionen Fremdstämmiger an unseren Grenzen, weil wir die Tatsache übersehen, daß heute an zehn Millionen Auslanddeutsche und mehr bereit sind, ihr Schicksal dauernd mit dem unsern zu verketteten. Allerdings dürfen wir uns diese Bereitschaft nicht so vorstellen, daß die Leute darauf warten, nach Deutschland oder in neu angegliederte Grenzländer zurückkehren zu können, und es begehen diejenigen einen großen Fehler, welche die künftige Entwicklung Deutschlands und der Welt lediglich unter dem Gesichtswinkel ihrer eigenen kleinen Interessen sehen. Es ist nur zu verständlich, daß die Tausende und vielleicht Zehntausende, die in Kurland, Litauen, in Belgien gute Stellungen gefunden haben, die zum Teil weit über die Bedeutung ihrer vormaligen zivilen Friedensstellungen hinausgehen mögen, heute eine Fortdauer der deutschen Besetzung wünschen. Feldgraue, zweite und dritte Söhne von Bauern, haben die Böden in Litauen und Kurland mit Hoffnungen für die eigene Zukunft angesehen. Kaufleute und Industrielle denken an neue Möglichkeiten in den eroberten Gebieten. Kriegsverletzte hoffen in der künftigen deutschen Verwaltung unterzukommen. Und alle machen von ihrem kleinen Standpunkt eine ganz richtige Rechnung auf und erwarten die völlige Germanisierung ihrer neuen engeren Heimat durch einen starken Zustrom der Ausland- und Ueberseedutschen nach den eroberten Gebieten.

Aber alle diese Rechnungen sind falsch, weil sie nicht die geschichtlich gewordenen Bedürfnisse der Gesamtwirtschaft des Volkes in Betracht ziehen. Im Friedensschlusse von 1870 handelte es sich um Zusammenfügung des Reiches zu einer einheitlich geleiteten Volks- und Wirtschaftsgemeinschaft; heut soll die Firma Deutsches Reich als Weltfirma fest begründet werden. Ihr Daseinsrecht wird bestritten, weil sie ihren Wohlstand durch englisches Gewährenlassen erlangt hat. Man will ihr den Kredit — d. i. die Rohstoffe — sperren. Und die Firma Deutsches Reich soll nun den Beweis liefern, daß sie auch ohne England und die Vereinigten Staaten auf eigenen Füßen stehen kann. Darum handelt es sich. Das ist der große Gedanke, dem sich alles unterordnen muß.

Diesen Gedanken hat der Ausland- und Uebersee-Deutsche viel schärfer erfaßt als der Reichsdeutsche, und jener wird auf dem Platze sein, wenn er zur Mitarbeit daran berufen wird, die Weltfirma Deutsches Reich selbständig zu machen. Aber er versagt sofort und läßt den Kopf hängen, wenn man ihn auffordert, für kontinentale Ziele zu arbeiten, nach Belgien oder Kurland zu kommen.

Ohne allen Zweifel wird sofort nach Friedensschluß eine Jahre dauernde Unruhe weite Kreise der Ausland- und Uebersee-deutschen erfassen. Wir müssen damit rechnen, daß Zehntausende deutscher Existenzen in den Vereinigten Staaten und Kanada, Südafrika, Australien und Rußland ihre alten Plätze verlassen werden, um den Schutz des Reiches aufzusuchen. Damit wird aber ohne Zweifel eine ebenso große Unruhe der Bevölkerung des Reiches Hand in Hand gehen. Ein Krieg wie der heutige kann gar nicht spurlos an der Bevölkerung Europas vorübergehen; er wird in seinen Wirkungen genau so tiefgreifend sein wie die napoleonische Zeit. Was diese unserem Vaterlande an Folgen gebracht hat, das wissen wir. Erst kamen die Hungerjahre 1816/17; Hunderttausende gingen damals über See. Dann trieben politische Verfolgungen und gesellschaftliche Unzulänglichkeiten Jahr für Jahr Zehntausende nach Amerika. Dieser Erdteil mit seinen großen Hilfsquellen und den lockenden Aussichten auf Erwerb, seiner politischen und der Freiheit des religiösen Bekenntnisses wurde geradezu das Land der Verheißung für die sich bedrückt fühlenden Massen in Europa. Von 1820 bis etwa 1885 hat Deutschland fünf Millionen Menschen an Amerika verloren, ganz abgesehen von den Deutschen, die aus der Schweiz, aus Oesterreich-Ungarn, Luxemburg, aus den deutschen Siedelungen in Rußland nach den Vereinigten Staaten strömten.

Reichskanzler von Bethmann Hollweg hat einer Neuauflage der großen Auswandererzeit dadurch vorbeugen wollen, daß er sein: Freie Bahn dem Tüchtigen! ins Volk rief und für die Zeit nach dem Kriege politische Reformen versprach. Zunächst aber werden wir Hunderttausende, vielleicht gar Millionen, Kriegsverletzte unterzubringen haben; dadurch wird jüngeren Kräften ohne allen Zweifel der Weg zum Aufstiege versperrt. Wir werden nicht einmal die heranwachsenden Tüchtigen in Deutschland ihren Wünschen entsprechend unterbringen können, geschweige denn noch weitere Kräfte aus dem Ausland- und Ueberseedeutstum. Diesem ist weit klarer wie uns, daß eine Beschränkung Deutschlands auf den Kontinent alle seine Hoffnungen knickt, und wenn Deutschland Frieden schließt unter Verzicht auf

eine eigene Ueberseepolitik, dann hat es seine Ueberseedutschen endgiltig verloren.

Ganz anders ist die Lage, sobald wir durch Forderung eines eigenen großen Kolonialreiches den energischen Willen bekundet haben, in Uebersee fortan auf eigenen Füßen zu stehen. Sofort wird es wie ein großes Aufatmen durch das Ueberseedeutstum gehen. Und wenn wir die Aufforderung an die Amerikadeutschen ergehen lassen, sich in Mittel- und Nordamerika zu sammeln, werden Hunderttausende in Kanada und in den Vereinigten Staaten unserem Rufe folgen. Wir erfahren gegenwärtig naturgemäß nur sehr wenig von dem scharfen Druck, der auf dem nordamerikanischen Deutstum lastet; aber die gelegentlichen kurzen Nachrichten, die wir erhalten, lassen erkennen, daß er ungeheuer schwer ist. Hunderttausende werden es deshalb als Erlösung begrüßen, wenn sie nach dem Kriege den Staub Nordamerikas von ihren Füßen werden schütteln können. Und in den mittel- und südamerikanischen Staaten finden sie Lebensbedingungen, an die sie gewöhnt sind. Die Zuwanderung der Nordamerika-Deutschen nach Mittel- und Südamerika wird durch Verträge des Deutschen Reiches mit den in Betracht kommenden Staaten unterstützt.

Wir werden einen erheblichen Teil des Ueberseedeutstums, und zwar Leute mit Kapitalbesitz, auch nach einem großen, deutschen afrikanischen Reiche hinziehen können. Sie werden gern kommen, wenn dieses neue große Kolonialreich mit großen Freiheiten ausgestattet ist und dem einwandernden Deutschen unter deutscher Herrschaft das alles bietet, was er in Amerika zu finden gewöhnt ist.

Im übrigen können wir, soweit es sich um Auslanddeutsche handelt, die noch Reichsangehörige sind, auch ein wenig nachhelfen. Das Reich muß beim Friedensschlusse ihre Sache in die Hand nehmen und dafür sorgen, daß die feindlichen Staaten die widerrechtlichen Schädigungen wieder gut zu machen haben, die von ihnen und ihren Angehörigen den Auslanddeutschen zugefügt worden sind.

Der Wille, für das Auslanddeutstum einzutreten, ist bei der Reichsregierung offenbar vorhanden. Auf eine bezügliche Anfrage hat der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes geantwortet:

„Hinsichtlich der den Deutschen im feindlichen Auslande durch völkerrechtswidrige Maßnahmen unserer Gegner zugefügten Schäden betrachtet es die Reichsleitung als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, bei den Friedensverhandlungen auf möglichste Schadloshaltung der Beteiligten durch den feindlichen Staat hinzuwirken. Ob die Feststellung oder Begleichung solcher Schäden

zur Einbringung einer deutschen Gesetzesvorlage Anlaß geben wird, läßt sich voraussichtlich erst nach Abschluß der Friedensverhandlungen übersehen.“

Aus der Fassung dieser Antwort geht hervor, daß die Reichsregierung daran denkt, beim Friedensschlusse für die allen Auslandsdeutschen zugefügten Schädigungen eine Pauschalsumme als Buße zu verlangen, die in Anbetracht der großen Menge der Geschädigten den Betrag von mehreren Milliarden wird erreichen müssen. Diese Milliarden, durch unser Heer erworben, müssen natürlich dem Reiche zukommen, und es ist daher anzunehmen, daß Vorbedingung einer Entschädigung die Ansiedlung im Reiche oder in Kolonien des Reiches ist. Daneben wird vielleicht noch Ansässigmachung im Gebiete unserer Bundesgenossen gestattet werden.

Selbstverständlich muß jeder scharfe Zwang vermieden werden. Von Zwang kann aber nicht die Rede sein, wenn den Uebersee-
deutschen in Mittelafrika ein Gebiet von der ungefähren Größe Brasiliens und dem vierzehnfachen Umfange des Deutschen Reiches zur Verfügung gestellt wird.

Mittelafrika in der Größe, wie wir es fassen wollen (wir nehmen dazu Kamerun, Französisch-Aequatorialafrika, Belgisch-Kongo, Deutsch-Ostafrika, Britisch-Ostafrika, Uganda, große Teile von Angola mit einem ungefähren Flächeninhalt von 7—7½ Millionen qkm), hat bei Kriegsausbruch mindestens 20000 Weiße beherbergt. Es kann in den ersten Jahren nach dem Kriege, wenn eine vernünftige Politik eingeschlagen wird, sofort die doppelte Anzahl aufnehmen, und wenn wir an 40000 Ueberseedeutsche mit je 25000 Mark im Durchschnitt Kapital hinziehen, nochmals weitere 10000 bis 20000 Deutsche als Hilfskräfte, Lernende, Aufseher, Kaufleute, Bankbeamte. Denn wenn mit einem Schlage ein Kapital von einer Milliarde ins Land kommt, entwickelt sich ein ganz anderes Leben als bei tropfenweiser Besiedlung.

Auch mit Kleinsiedlungen werden wir in Mittelafrika, z. B. in Angola, in einzelnen Strichen Ostafrikas, des südlichen Kongo, viel anfangen können, wenn wir uns die südbrasilianischen Provinzen Santa Catharina und Rio Grande do Sul zum Muster nehmen. Dort arbeiten unter dem 25. bis 32. Grad südlicher Breite Deutsche andauernd körperlich auf ihren Feldern und befinden sich wohl dabei. In der brasilianischen Kaffeeprovinz Sao Paulo müssen unter dem Wendekreise Deutsche in den Kaffeepflanzungen sogar als Lohnarbeiter fronden. Angola liegt weit näher dem Aequator, das ist richtig; es erstreckt sich vom 6. bis zum 17. Grad südlicher Breite. Ohne Zweifel aber würde es möglich sein, in diesem

Gebiete geschlossene deutsche Bauernsiedelungen wie in Südbrasilien zu entwickeln, wenn wir dasselbe tun wie die brasilianischen Staaten Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul. Diese Staaten geben jedem Einwanderer sofort ein vermessenes Ländlos (25 Hektar) mit Haus und Ackergeräten gegen Stundung des sehr niedrigen Kaufpreises zum Eigentum. Und die Arbeit kann beginnen.

Es ist wohl richtig, daß sehr viele Gründe gegen die Zulassung selbstarbeitender Kleinsiedler in Afrika sprechen; aber der Versuch muß gemacht werden.

Zum Aufbau wirklicher deutscher Weltmacht gehört dann ferner, daß wir eine wirkliche eigene Rohstoffpolitik treiben mit dem Grundsatz, daß die in unserer kolonialen Wirtschaft erzeugten Rohstoffe in erster Linie der deutschen Industrie zukommen. Bisher war unsere Kolonialwirtschaft durchaus nicht mit des Reiches Wirtschaft verknüpft. Es galt weder der Grundsatz, daß die Kolonien zu allererst auf dem deutschen Markte zu kaufen hatten, noch der andere des Versandes der kolonialen Erzeugnisse in erster Linie nach Deutschland. Nur für unsere Ernährung galt das Gesetz: Bevorzugung der Erzeugung des eigenen Bodens; Kolonialboden aber galt uns als wirtschaftliches Ausland. Damit muß gebrochen werden. Wir müssen zum Grundsatz unserer Wirtschaft erheben, daß auch unser Industriebedarf auf eigenen Böden wachsen muß. Nur soweit sie nicht genügen, dürfen die Böden befreundeter Staaten mit herangezogen werden. Nur ein derartiges Gesetz gibt unserer Wirtschaft und dem Deutschtum endlich Ruhe. Es erlaubt die Abwanderung überschüssiger Kräfte nach den billigen Böden in Uebersee und bindet sie dort an neue deutsche Erde, macht sie sässig. Sie sind nicht mehr genötigt, sich als Handlungsreisende und Agenten der absatzbedürftigen deutschen Industrie in aller Welt herumzutreiben. Es sollte nicht mehr das Ziel deutscher Wirtschaftspolitik sein, durch allerlei Kunststückchen die Ziffern des Außenhandels hochzutreiben. Wir sollten vielmehr dahin kommen, den Bedarf des Volkes an tropischen Nahrungs- und Genußmitteln sowie an Rohstoffen für die Industrie festzustellen und danach die überseeische Erzeugung einzurichten. Was die eigenen Kolonien nicht leisten, sollte vertragsmäßig an befreundete Staaten vergeben werden. Und wir sollten als Gegenwert nicht viel über die benötigte Menge an fertigen Industrieerzeugnissen herstellen. Dadurch, daß wir die tropischen und subtropischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse in aller Welt zusammenkratzten, brachten wir die Unruhe in unsere Wirtschaft; nur die Regelung und Ordnung und die möglichste Eigenerzeugung

in unserem tropischen Landwirtschaftsbedarf schafft uns die Ruhe der Arbeit wieder, erlöst uns vom Hasten und Jagen und macht den Deutschen wieder zum glücklichen Menschen.

IV. Die überseeische Grundlage deutscher Weltmacht.

Die Hauptbedenken derer, welche sich mit dem Gedanken eines großen mittelafrikanischen Kolonialreiches nur schwer auszusöhnen vermögen, richten sich gegen die Kongogebiete, und es ist besonders die dort weit verbreitete Schlafkrankheit, welche als so schwere Hypothek aufgefaßt wird, daß sie den Wert der Kolonie ungemein stark herabsetzt.

In den „Rapports sur l'Administration du Congo belge“ wird wieder und wieder die starke Verbreitung der Schlafkrankheit in manchen Distrikten beklagt. Im Bericht auf das Jahr 1908 ist angegeben, daß die Schlafkrankheit in der östlichen Provinz (am Tanganjikasee) sehr schwer wüte, daß sie verbreitet wäre in Mongalla, im Bassin des Leopold II.-Sees, am Lukenie, in Nieder-Kongo, im östlichen Kwango, berichtet wird ihr starkes Auftreten an den Ufern der Flüsse Kongo, Itimbiri, Lulonga, Ubangi; in Katanga an den Flüssen Lualaba, Lufira, am Kisale-See. In Ober-Katanga gab es keine Schlafkrankheit.

Der Bericht auf das Jahr 1911 stellt fest, daß in Nieder- und Mittel-Kongo, in gewissen Regionen des Kasai, in Manyema und in der Umgegend von Yakoma die Schlafkrankheit im Abnehmen wäre. Dagegen habe sie 1911 schwer gewütet und die Form einer Epidemie angenommen am Semliki, am Kiwusee, am Kwilu und am Kwango.

Im Jahre 1912 wurden am Luapula und Lualaba Ortschaften der Schlafkrankheit wegen verlegt; in Katanga und in den Sektionen Tanganjika-Meru- und Ober-Luapula hatte sich die Seuche sehr vermindert. Doch sagte der Bericht immer noch, die Schlafkrankheit laste schwer auf der Kolonie.

Doch darf man andererseits auch nicht übersehen und verschweigen, daß das große Land auch viele sehr gesunde und stark bevölkerte Gebiete umschließt.

Eine Quelle der Belehrung sind die Berichte der englischen Konsuln über den belgischen Kongo, enthalten in „Correspondence respecting the Affairs of the Congo“.

Der Konsul Gerald Campbell in Boma schreibt unterm 25. 10. 1910:

„Der Uelle-Distrikt ist nicht allein gut bevölkert mit Eingeborenen bedeutenderer Intelligenz als sie gewöhnlich im

belgischen Kongo gefunden werden, und die seit langem an den Handel mit Arabern gewöhnt sind; er ist auch reich an jenen Produkten, die den Händler anziehen. Es gibt im Uelle-Distrikt mehr Karawanenrouten als sonst irgendwo.“

Die Gesamtbevölkerung des belgischen Kongo berechnete Campbell auf $7\frac{1}{4}$ Millionen Menschen.

Der Konsul Armstrong berichtete 1910:

„Das Uelle-Gebiet ist dicht bevölkert. Die Schlafkrankheit ist praktisch unbekannt, und die wenigen vorkommenden Fälle sind von außen eingeschleppt. Verschiedene Stämme sind durch ihre höhere Intelligenz bemerkenswert, besonders die Mangbuttu mit ihren Unterabteilungen Mangwele und Bangba. Die Azande sind ein kriegliebender Stamm; sie repräsentieren über die Hälfte der ganzen Distriktsbevölkerung. Der herrschende Stamm in diesem Volk sind die Avungura; aus ihm gehen die Chefs und Sultane hervor. Sie haben sich durch große Gewandtheit im Verkehr mit Europäern ausgezeichnet und bis in die jüngste Zeit eine halbe Selbständigkeit bewahrt. . . .

Unter den andern Stämmen sind die Ababuas in der Rubi-Zone und die Mamvu in Bomakandi die primitivsten. Das Gouvernement hatte einen Ex-Sergeanten der Force publique aus dem Stamme der Amadis über sie als Sultan gesetzt und ihm erlaubt, eine kleine bewaffnete Truppe zu halten. Aus Erkenntlichkeit plagte er seine Leute mit Arbeiten fürs Gouvernement. . . .

„Die Rubi- und Bomakandi-Zone sind die reichsten an Kautschuk. Rubi ist ganz mit dichtem Aequatorialwald bedeckt; in Bomakandi ist der Wald mit Grasebenen unterbrochen. Das Uelle-Bili-Gebiet ist hauptsächlich Grasebene mit Kautschuk-Waldstreifen an den Wasserläufen; die Gurba-Dungu-Zone hat wenig Hilfsquellen; sie gleicht der oberen Nilgend.

Mit Ausnahme der Gurba-Dungu-Zone ist der Boden im Uelle-Distrikt außerordentlich reich, und selten sieht man in Afrika so viel Nahrung und in so großer Artenzahl. Außer den gewöhnlichen afrikanischen Nahrungsmitteln wie Bananen, Planten (Mehlbananen), Maniok, Palmöl usw. gedeihen Mais, Reis, Erdnüsse, Hirse, Kafferkorn (Sorghum), Kartoffeln, Sesam in Fülle. Die Qualität des Maises, wo die Saat sorgfältig gewählt wurde, ist so gut wie das beste amerikanische Produkt. Alle Sorten europäischen Gemüses wachsen überreichlich. Und die Ebenen solcher Gebiete die frei von Tse-tse sind, dürften gutes Weideland für Vieh sein. Nichts aber ist im Wege landwirtschaftlicher Erfahrung getan mit Ausnahme von Kautschuk; aber es ist kein Zweifel, daß

Getreide, wie Hafer und Weizen, bei sorgfältiger Behandlung gut wachsen würden. . . .

„Im Uelle-Gebiet ist die Sklaverei sehr ausgedehnt; das Gouvernement gab selber den Stamm der Mamvu unter die Sklaverei weniger Mangbettu- und Manguele-Häuptlinge, weil er sich angeblich weigerte, Steuer-Kautschuk zu bringen.“

Wie Armstrong weiter mitteilt, sind die Mehrzahl der Kaufleute im Uelle-Gebiet Griechen und Syrer (von Khartum), oder Inder von Uganda und Ostafrika. Es bestehen große Trägerschwierigkeiten; wenige Kaufleute können mehr als fünf Träger erhalten.

Vizekonsul Thursten berichtete über eine Tour, die er im August/September 1910 im Kasai-Gebiet unternahm.

Er hält den Südteil des Kasai-Distrikts in Zukunft zur Besiedlung durch Europäer geeignet. Aber die Schlafkrankheit ist stark verbreitet. Die Bewohner sind Bena Lulua, Baluba, Kanioka. Im Westen grenzen Bakette und Balolo an, halbnackte Kannibalen, deren Land unerforscht ist.

Der erbliche Hauptchef der Bena Lulua ist Kalamba. Der alte Kalamba zog mit Wißmann zweimal bis nach Nyangwe. Er floh vor den Belgiern auf portugiesisches Gebiet; sein Sohn kam 1907 zurück und baute sich bei Luluaburg an.

Die Baluba und Kanioka sind Graslandvölker, sehr zersplittert. Jene treten viel als Arbeiter in die Dienste von Europäern oder als häusliche Diener. Im Lande ist wenig getan. Straßen, Brücken sind nicht vorhanden; die Wege sind schlechte Eingeborenenpfade. Das Gebiet ist die Stätte früherer unaufhörlicher Kämpfe und Sklavenzüge. Jetzt ist es ruhig. Haussklaverei ist vorhanden. Die Schlafkrankheit wütete sehr schwer; die große Eingeborenenstadt Mwamba Kafula der Bena Lulua soll in fünf Jahren von 3000 Einwohnern ein Drittel verloren haben.

Die Bakuba sind Waldbewohner; sie fischen und jagen und haben künstlerische Neigungen. Sie verfertigen Holzarbeiten, die in ihrer Güte von keiner andern Rasse des Kasai erreicht werden. Seit undenklichen Zeiten sind die Bakuba Sklavenhalter gewesen und daher nur gewöhnt, zu arbeiten, was ihnen gefällt. Der Lukengo (Frobenius entwirft anschauliche Schilderungen von seinem Hofe. Der Verf.) erhält von der Kasai-Compagnie eine Kommission von jeder Tonne Kautschuk, die in seinem Lande geerntet wird.

Ebenfalls im Jahre 1910 unternahm der Konsul Mackie eine Reise im Kongo-Bogen, von der er recht interessant berichtete.

Die Gegend beim Tumba-See fand er stark bevölkert; die Dörfer sahen für afrikanische Verhältnisse wohlhabend aus.

Vom Bangalla-Distrikt berichtete er, daß dort die Schlafkrankheit furchtbar aufgeräumt hat. Von Lulanga den Kongo aufwärts bis Bumba haben die Missionare 1910 auf beiden Ufern des Stromes auf einer Strecke von 500 Kilometern nur 49 Dörfer mit zusammen 4068 Einwohnern gefunden gegen 50000 um 1890 Nouvelle Anvers „soll“ früher 15000 Einwohner gehabt haben; nur wenige Hundert sind geblieben. Viele Menschen zogen der Schlafkrankheit wegen fort; andere sind gestorben.

Zwischen dem Kongo- und Lopori-Fluß fand Mackie die Leute stark durch die Kautschukwirtschaft mitgenommen. Dort sind die Bongandanga ein streitsüchtiges Volk, das in schlechtem Ruf steht.

Das vom Maringa-Fluß durchströmte Land wird vom Stamme der Mongo bewohnt; ein Unterstamm sind die Boenda (Baringa). Sie haben große Dörfer, sind zahlreich, kriegerisch, feindselig. Bei Lingunda am Lomako-Fluß ist viel Schlafkrankheit. Die Esanga (Ysenge)-Häuptlingschaft am oberen Maringa ist dicht bevölkert. Bei Basankusu am Zusammenfluß von Maringa und Lapori sind die Einwohner Mongos; sie haben gefeilte Zähne. Viele Dörfer fand Mackie mit Palisaden umgeben gegen menschenfressende Leoparden. Bei der Mission Ikau sollen 20 Männer gefressen worden sein. Die Waldwege sind in diesem Gebiet sehr gut, zuweilen 15 Fuß breit; sie werden durch Frauen und Kinder von Gras freigehalten.

Bei Ikau-Bokata am Lulonga-Fluß bauen die Mongos große Dörfer und legen Straßen an; aber die sehr zahlreichen Dörfer sind schlecht gebaut und schmutzig. Oft folgen sie einander so dicht, daß sie mehrere englische Meilen lang eine Linie bilden.

Mackie unternahm auch eine Reise durch den Aruwimi-Distrikt. Er weiß von vielen großen Dörfern dicht bei Yambuga zu berichten. Der Stamm der Baso bei Basoko ist als stolz, tätig und fleißig bekannt; die Bangalemas an beiden Ufern des Aruwimi sind große Eisenbearbeiter. Sie bauen hohe konische Hütten. Im Walde zwischen Kongo und Aruwimi haben die Turumbu zahlreiche stark bewohnte Dörfer. Unter den Eingeborenen breitet sich die Palmölindustrie aus; ihre Töpferwaren sind berühmt.

Aus dem Jahre 1912 stammt der Bericht des Konsuls Lamont. Er wußte mitzuteilen, daß am Kongo vom Stanley Pool aufwärts bis Coquilhatville sehr wenig Bevölkerung sitzt. Die Schlafkrankheit ist stark verbreitet; die Frauen wollen nicht gebären; Abtreibung ist allgemein bekannt. Groß ist die Kindersterblichkeit. In Lulonga soll die Bevölkerung von 8000 auf 1000 zurück-

gegangen sein. Die Häuser bezeichnet Lamont als so arm und elend, wie er sie sonst nirgends in Afrika gesehen habe.

Von Nouvelle Anvers und Lisala berichtet er, daß die Staatsarbeiter dort gute Häuser hätten, gut genährt, stark und zufrieden wären. Im Aruwimi- und Uelle-Distrikt erinnerten ihn die körperlich starken Ababuas und Azandes an die Aschanti. Sie sind gute Soldaten. Es gibt Kinder und reichlich Nahrung. Ueberall am Hauptwege ist die Bevölkerung sehr dicht, ausgenommen am Aruwimi. Im Ababua-Lande ist Strohflechterei eingeführt; es werden Matten und Hüte hergestellt. Die Waffen der Aruwimi- und Uelle-Stämme sind Speer, Messer, Bogen und Pfeil. Lamont will in der Hand der Eingeborenen keine Feuerwaffen gesehen haben. In Ibembo findet bedeutender Handel in Eingeborenen-Reis statt; in Likati ist ein großer Palmölmarkt.

Vom Distrikt Lowa (am Lualaba) berichtet Lamont, daß dort von den Eingeborenen viel Reis gebaut werde. Die Region besteht aus Sümpfen und Marschen und ist neun Monate im Jahre unter Wasser. Selbst zur Zeit der Trockenheit ist das Reisen sehr beschwerlich. Zwischen Kindu und Shuka ist der Reisanbau besonders stark; Lamont wurden dort 180 Kilogramm für sieben Franken angeboten. Auch Zuckerrohr wird viel angebaut. Die Schlafkrankheit ist im Lowa-Distrikt wenig verbreitet; das Land zwischen Lomami und Lualaba scheint frei von Moskitos.

Aus 1912 stammt auch ein Bericht des Vizekonsuls Castens, der sich im Kasai- und Sankuru-Gebiet umgesehen hat. Zwischen Pania Mutombo und Lubefu fand er eine ganze Anzahl Dörfer, aber alle klein und nicht von besonderer Wichtigkeit. Zwischen Lubefu und Kabinda (4 Tage Marsch) ist das Land hübsch, bergig und gut bewaldet. Die Bewohner sind Basongo; ihr mächtiger Häuptling ist der alte Lupungu in Kabinda, der Bekannte Wißmanns. Er herrscht über 50000 Menschen; sein Hauptort Kabinda hat 3000 Einwohner. An der Route Lubefu-Kabinda gibt es viele Dörfer, die bis zu 200 Einwohnern haben; die Leute haben reichlich Nahrung und viel Vieh. Katambe am Lubefu-Fluß (nördlich Kabinda) ist ein Dorf mit 1200 Einwohnern; es ist eine englische Meile lang und eine halbe Meile breit. Der Ort wird von einer breiten Parkstraße durchzogen. Der tägliche Markt wird von 900—1000, der Wochenmarkt von 5000—6000 Menschen besucht. Mutombe-Katschi hat 2500 Einwohner (Balubas); Gewehre sind vorhanden; der Sultan und sein Bruder haben Hinterlader. Da und in Katambe sollen je 350 Gewehre vorhanden sein. Kanda-Kanda hat 1500 Menschen; sie sind Kanioka. Dieser Stamm ist etwa 50000 Köpfe stark; die Leute sind gute Träger.

Bei Luluaburg hat Kalamba seinen Sitz, der bereits von Thursten erwähnt wurde.

Das Bakuba-Land fand Castens stark bewohnt; nach seiner Angabe liegen innerhalb eines Radius von 20—30 englischen Meilen um Mushengi im Bakuba-Lande 164 Dörfer.

Zwischen Sankuru und Lukenie-Fluß wohnen die Basongo Mino. Castens schildert sie als arrogant und sehr faul (?). Sie sind Kannibalen und verhalten sich feindselig gegen das Gouvernement. Im April 1912 haben sie, geführt von Eingeborenen von Ikela, die nördlich vom Lukenie wohnen, den Chef des Postens Kole, Leutnant Moreti, brutal ermordet, der auf dem Wege war, einige Leute festzunehmen, welche Mördern Zuflucht gewährt hatten.

Die vom Sankuru nach dem Lomami hin wohnenden Batelele waren früher kriegerisch und sehr aggressiv; jetzt sind sie ruhig und Weißenfreunde. Sie lernten viel von den Arabern, sind gute Arbeiter und ausgezeichnete Ackerbauer; sie sind überhaupt einer der fortgeschrittensten und nützlichsten Stämme. Bei Lodja und südlich Katako-Kombe ist viel Schlafkrankheit. In Lodja ist ein Arzt stationiert.

Die Bevölkerung des Kasai-Distrikts berechnete Castens auf 1 $\frac{1}{2}$ Millionen.

Ein wenig vervollständigt werden diese sehr lehrreichen Berichte der englischen Konsuln durch die belgischen Verwaltungsberichte.

Die weiße Bevölkerung der Kolonie stieg von 3399 Köpfen am 1. Januar 1910 auf 5465 (darunter etwa 600 Frauen) am 1. Januar 1912 und über 6000 am 1. Januar 1914. Am 1. Januar 1911 gab es Weiße in den Orten: Boma 390, Buta (im Uelle) 35, Coquilhatville 32, Banana 36, Basoko 21, Dima (am Kasai) 39, Elisabethville (in Katanga) 360, Etoile du Congo 116, Kasongo (am Lualaba) 21, Kilo 38, Kindu 29, Kinshassa 69, Leopoldville 221, Lisala 21, Luebo 20, Luluaburg 35, Lusambo 50, Matadi 143, Nouvelle Anvers 37, Ponthierville 42, Sakania 48, Stanleyville 106, Thysville (an der Bahnlinie Matadi—Leopoldville) 56.

In der Produktion der Kolonie hat bis in die jüngste Zeit die Sammeltätigkeit (Kautschuk, Kopal, Elfenbein) die Hauptrolle gespielt; in den letzten Jahren kam daneben der Bergbau hoch. Der Anbau für den Export spielt immer noch eine recht geringe Rolle; mit der Ausbeute der kolossalen Oelpalmenbestände ist erst der Anfang gemacht worden.

Die Goldfelder von Kilo gaben 1910: 876 kg Gold, 1912: 740 kg; das Vorkommen bei Moto in derselben Gegend lieferte 1912: 244 kg. Ferner war das Erträgnis der Minen von Haut

Tele im selben Jahre 63 kg Gold, und im Bassin des Gayu waren Goldminen in Ausbeute genommen. Am Lukuga war Kohle gefunden worden; in der Zone von Mandoko (im äußersten Südosten) war das Vorkommen kostbarer Diamanten und von Zinn festgestellt.

Die Société internationale forestière et minière du Congo hatte Schürfrechte:

1. im Bassin des Aruwimi auf 100000 ha auf Gold, Silber, Eisen; Diamanten-Minen waren entdeckt;
2. in Mayumbe, wo Lagerungen von Bitumen, Petroleum-, Gold-, Kupfer- und Eisenminen entdeckt waren; die Konzession betrug 400000 ha;
3. in Mayumbe in einer andern Region mit Gold-, Silber-, Platin-, Kupfer- und Eisenvorkommen;
4. im Kasaigebiet, wo Vorkommen von Gold, Diamanten, Silber, Schwefelmangan, Eisen festgestellt waren.

Die Compagnie du chemin de fer du Congo supérieur aux Grands Lacs entdeckte im Osten des Kiwugebietes große Massen Haematit und an einigen Orten Goldvorkommen. Die an der Bahn Stanleyville—Ponthierville festgestellten bituminösen Lagerungen wurden auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen geschätzt mit 60—100 Liter Schwerölgehalt pro Tonne.

In Ober-Katanga ergaben die Diamantenfelder im Kundulungu-Gebirge im Jahre 1913 die erste Ausbeute. Es wurden im allgemeinen nur kleine Steine im Yellow Ground nahe der Oberfläche gefunden; manche davon waren recht schön. Der Blaugrund war noch nicht ausgebeutet. Die Thys-Jadit-Gruppe hatte östlich und nordöstlich des Merusees Kupfer gefunden, bei Kiambi am Luvua Zinn; beim Lukulu war Gold und Zinn gefunden worden.

Die Anfänge einer Industrie sind vorhanden, sie leidet aber wie die gesamte wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie unter den Schwierigkeiten der Arbeiterbeschaffung. Es fehlen weniger die Arbeiter; der belgische Kongo ist im Verhältnis ebenso stark bevölkert wie Kamerun. Und die Anforderungen waren im allgemeinen geringer wie in Kamerun. Das große Uebel war im belgischen Kongo eine falsche Arbeitergesetzgebung, welche für Afrika in keiner Weise paßte. Nach dem amtlichen belgischen Bericht kamen in Elisabethville (in Katanga) vom 1. Dezember 1912 bis 1. Mai 1913 nicht weniger als 595 Kontraktbrüche eingeborener Arbeiter vor. In Mayumbe gab es unter den eingeborenen Arbeitern 13—20 pCt. Desertionen, in Matadi 15 pCt., am Stanley Pool hatten manche Firmen mit 25—50 pCt. zu rechnen.

Trotz dieser Schwierigkeiten machte die Industrie Fortschritte. Lever Brothers (die große englische Seifenfirma) hatten in Leverville, am Zusammenfluß von Kwilu und Kwengo, 50 Weiße. Das dortige Oelwerk kann 12000 Tonnen Früchte im Jahr bearbeiten, das Oelwerk in Alberta bei Bumba 10000 Tonnen Früchte jährlich. Ein weiteres Oelwerk befindet sich in Elisabetha bei Barumbi (Aruwimi). Die Société des huileries du Congo belge (Lever Brothers) hatte 1912 an weißem Personal 139 Agenten im belgischen Kongo, darunter 69 Engländer, 65 Belgier, 1 Schweizer, 1 Franzosen, 1 Holländer, 2 Norweger. Die Zahl der schwarzen Arbeiter schwankte zwischen 1500 und 3000.

Die American Congo Company traf 1912 Anstalten zur mechanischen Kautschukbehandlung in Kimpoko und Black River. Im selben Jahre setzte die Werft der Société Citas am Stanley Pool 17 Schiffseinheiten und 60 Leichter, zusammen 1900 Tonnen fassend, zu Wasser.

In Katanga waren 1913 zwei Schmelzöfen im Betrieb, ein dritter im Bau. Schmelzofen I in Lubumbaschi gab vom 8. Januar bis 27. März 989 Tonnen Kupfer zu 95 pCt., Schmelzofen II vom 7. April bis 9. Juni 1051 Tonnen. Beide Oefen hatten bis zum 30. September 1913 (vom 1. Januar ab) zusammen 5000 Tonnen Lingots geliefert. Die Tonne Kupfer zu 95 pCt. kostete 1912 am Werk etwa 800 Franken.

Die einzelnen Verwaltungsbezirke gaben 1912 die folgenden Berichte über die Wirtschaftslage:

Bas Congo. Es wurden 844 Tonnen Kakao geerntet und 5800 Tonnen Palmkerne und 1900 Tonnen Palmöl. Der Handel Bomas war stationär geblieben. Matadi hatte 70000 Tonnen Güterbewegung. Die Einrichtungen des Hafens waren ungenügend. Im Distrikt gab es 169 Handelsetablissemments mit 6000 eingeborenen Arbeitern.

Moyen Congo hatte 92 industrielle und Handelsetablissemments (die wichtigsten in Kinshassa), zwei Werften. Die Zahl der schwarzen Arbeiter (2700 in Leopoldville und 1700 in Kinshassa) war 7450; sie war ungenügend. Der Bezirk Haut Sele erntete 52 Tonnen Kautschuk gegen 77 in 1911.

Kwango. Am 1. Januar 1913 bestanden 85 Faktoreien. Es wurden 700 Tonnen Kautschuk und 150 Tonnen Kautschukrinde geerntet. Infolge der Kautschukkrise wurde 1913 eine große Zahl der Faktoreien geschlossen. Im Bezirk liegt die Anlage Leverville von Lever Brothers.

Kasai. Der Distrikt litt unter der Kautschukkrise. Er besaß über 80 Handelsniederlassungen.

Lac Leopold II. Dieser Distrikt wurde erst am 1. Juli 1911 dem freien Handel geöffnet. Fünf Gesellschaften arbeiteten 1912; sie führten im zweiten Halbjahr 200 Tonnen europäische Waren ein und exportierten 152 Tonnen Kautschuk, Elfenbein und Kopal.

Equateur. In diesem Distrikt hatten 21 Unternehmen 107 Faktoreien; ihre Gewinne betragen über eine Million Franken. Kautschuk wurde wenig gewonnen, im zweiten Halbjahr 1912 nur 90 Tonnen; aber es wurde sehr viel Kopal ausgeführt. Das Syndikat Busira exportierte mehr als 800 Tonnen, aber nur 8 Tonnen Kautschuk.

Bangala. Der Bezirk hatte 34 Faktoreien. Außer 120 Tonnen Reis aus Itimbiri wurde nicht viel ausgeführt. Es gab viele Wanderhändler, die ihre Waren auf Kähnen von Ort zu Ort führten.

Ubangi hatte 36 Faktoreien. Der Kautschuk- und Elfenbeinhandel machte wenig Fortschritte; die Sektion Ekuta lieferte monatlich 15 Tonnen Kopal.

Stanleyville. Dieser Distrikt hatte 51 Faktoreien. Seine Ausfuhr betrug 1912 105 Tonnen Kautschuk, 18 Tonnen Elfenbein, 77½ Tonnen Reis. Die Zone Ituri war erst am 1. Juli 1912 dem freien Handel geöffnet worden; sie nahm großen Aufschwung. Es waren schnell 29 Faktoreien entstanden, die im zweiten Halbjahr 1912 61 Tonnen Kautschuk und 14½ Tonnen Elfenbein ausführten.

Im Uelle-Distrikt gab es 34 Faktoreien. In Uere Bili stieg ihre Zahl in sechs Monaten von 8 auf 23, in Bomokandi von 0 auf 9. Der Aufschwung ließ 1913 wegen des Sinkens der Kautschukpreise nach.

Aruwimi. Dieser Distrikt hatte 29 Faktoreien und viele Wanderhändler. Die Compagnie Lomami arbeitete im Distrikt. Die Entwicklung war noch schwach.

Katanga hatte am 1. Januar 1913 229 Unternehmungen und 262 Niederlassungen.

Diese belgischen Verwaltungsberichte geben mit den Mitteilungen der englischen Konsuln zusammen doch ein wesentlich anderes Bild vom belgischen Kongo als das, welches immer noch in der deutschen Oeffentlichkeit herumspukt. Das ungeheure Gebiet gleicht in seinem nordöstlichen Teile den stark bevölkerten angrenzenden englischen Strichen in Uganda und den deutschen am Kiwusee; der Südteil am Kasai, Sankuru und Lualaba ist sogar Sitz einer alten, sehr bemerkenswerten Negerkultur gewesen. Das große Lundareich zwischen Kwango und Lualaba, dessen Tributärstaaten bis zum Meru- und Bangwelsee hinreichten, hat

sicher schon im 16. Jahrhundert bestanden, wie portugiesische Berichte erkennen lassen; es war Mitte des 19. Jahrhunderts noch in voller Blüte. Das Reich hat sich also — eine in Mittel- und Südafrika seltene Erscheinung — durch drei Jahrhunderte hindurch erhalten. Als der deutsche Afrikareisende Paul Pogge 1874 das Lundareich besuchte, hatte unter der Einwirkung europäischer Einflüsse bereits sein Verfall begonnen.

Die Baluba-Völker zwischen Kasai und Sankuru, die Kioko, südlich von ihnen wohnend, ein tüchtiges Volk, das als Nachkommen der Dschagga angesehen wird, die im 16. Jahrhundert das alte Kongoreich verheerten, kennen wir aus den Schilderungen Wißmanns; Frobenius besuchte 1907 diese selben Völker und die nördlich von ihnen wohnenden Bakuba. Alle diese Stämme standen sehr hoch; kulturell besonders entwickelt hatten sich die Basongo zwischen Sankuru und Lomami, deren große, volkreiche und saubere Siedlungen Wißmann auf seiner ersten Afrikadurchquerung in Erstaunen setzten.

Alle diese Gebiete, und namentlich auch die zwischen Tanganjikasee und Lualaba, haben ungemein schwer durch die Sklavenzüge der Araber von Osten und der Portugiesen von Westen gelitten. Ihre Bewohner standen ohne Feuerwaffen den Eindringlingen ohnmächtig gegenüber und konnten ihre Kultur nicht verteidigen. Viele der Ihren wurden getötet, weggeschleppt; wieder und wieder wurden ihre Pflanzungen zerstört, die Dörfer niedergebrannt. Volksreste flohen vor den Menschenjägern in die Einöde; was sie nicht weggeschleppt und ermordet hatten, fraßen die Pocken. Und dann kam noch die Schlafkrankheit, das Unglück voll zu machen.

Auch zwischen Kasai-Sankuru und dem Kongobogen sitzen sehr tüchtige Völker, wenn in diesem eigentlichen Urwaldgebiet sich naturgemäß auch nicht so große und dauerhafte politische Bildungen entwickeln konnten wie auf den südlichen und nordöstlichen Savannen. Der düstere, verwachsene und verkehrsfeindliche Urwald begünstigt die Zersplitterung. Aber im eigentlichen Kongobecken sind die vielen schiffbaren Flüsse doch wieder mächtige Mittel der Verbindung, und der beste Beweis für einen in die voreuropäische Zeit reichenden Verkehr des inneren Kongo mit der Westküste ist die Einbürgerung amerikanischer Kulturpflanzen im Kongobecken. Ein so vorsichtiger Urteiler wie Dr. Hugo Marquardsen darf daher mit Recht sagen (siehe „Belgisch Kongo, Geographischer Ueberblick in Heft 3 Jahrgang 1916 der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“):

„Das Menschenmaterial von Belgisch Kongo in Steppe und Urwald ist daher durchschnittlich als sehr wertvoll anzusehen, mögen auch einzelne seiner Teile von Zivilisierung noch recht weit entfernt sein. Die kulturellen Aufgaben der Europäer unter diesen Leuten müssen als dankbar und Erfolg versprechend gelten.“

Was den Französischen Kongo (besser Französisch Aequatorialafrika) betrifft, so gleicht Gabun etwa Südkamerun und den angrenzenden belgischen Gebietsteilen nur mit dem Unterschiede, daß die Bevölkerung der Küste von Gabun auf ähnlich hoher Entwicklungsstufe steht wie die vom Niger. Wie die Kongo-mündung waren die Küstengebiete nördlich und südlich davon seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts das Ziel europäischer Unternehmungen und Missionsversuche; so soll z. B. Loango in Gabun nach Heinrich Schurtz (siehe Weltgeschichte von Helmolt) um 1650 an 15000 Einwohner gehabt haben. Jedenfalls ist die Bevölkerung der Gabunküste seit Jahrhunderten mit den Europäern im Verkehr, und es ist bemerkenswert, daß die Neger von Loango, wie Felicien Challaye erzählt (*Le Congo Français*, Paris 1909), an das Gouvernement die Bitte richteten, ihre Steuern, die sie sehr gerne zahlten, möchten zum Bau von Straßen, Brücken und Schulen verwendet werden. Gabun besitzt riesige Holzreichtümer im Gebiete der großen Lagunen und des Ogowe-Stromes, der einige Hundert Kilometer weit schiffbar ist. Von Bodenschätzen sind die Kupfervorkommen östlich von Brazzaville bekannt.

Der Hauptteil des französischen Aequatorialafrika reicht im Norden mit dem Tschad-Territorium in den Sudan hinein; um den Tschadsee bestanden Reiche, deren Geschichte sich bis ins Jahr 1000 der christlichen Zeitrechnung zurückverfolgen läßt. Die alten Sultanate Wadai und Baghirmi waren Stätten alter sudanischer Kultur. Das Logone-Schari-Stromland ist von deutschen Kennern als zweites Mesopotamien bezeichnet worden. Jedenfalls sind die Schari-Logone-Gebiete sehr wertvoll.

Die Entwicklung von Französisch Aequatorialafrika ist sehr weit zurück; das liegt aber nicht an der Kolonie, sondern an den Kolonisatoren. Frankreich ist viel zu sehr in Nordafrika und Senegambien beschäftigt gewesen, als daß es die Kraft gehabt hätte, auch noch die weiten Gebiete nördlich des Kongo mit Leben zu erfüllen. Es kommt ferner hinzu, daß das Tschad-Territorium und das Territorium Ubangi-Schari-Tschad Hinterländer der Kamerun-Küste sind, aber nicht von Gabun. Der von den Franzosen benutzte Kongo-Ubangi-Weg ist eine sehr unvollkommene und teure Verbindung.

Die Schlafkrankheit ist — abgesehen von den nördlichen Teilen — in Französisch Aequatorialafrika wohl ebenso verbreitet wie im belgischen Kongo; sie ist in der Tat eine sehr böse Zugabe zu den Kongogebieten. Und ihre Bekämpfung würde erhebliche finanzielle Mittel in Anspruch nehmen. Aber gute Erfolge sind nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu erwarten, die es bereits dahin gebracht hat, daß sie durch die Behandlung namentlich mit neuen Salvarsan-Präparaten den Kranken, wenn er selber nicht mehr zu retten ist, für seine Umgebung völlig ungefährlich machen kann. Dadurch wird die Gefahr der Weiterverbreitung der Seuche zum großen Teil beseitigt.

Und ob die Schlafkrankheit, die sich gerade im Kongobecken stark ausgebreitet hat, nicht auch als eine Krankheit schlechter Ernährung und schlechter Pflege anzusehen ist? Wir sind daran gewöhnt, daß europäische Kriege Seuchen im Gefolge haben oder doch zumeist gehabt haben; sollten die jahrelange Verwüstung des Kongobeckens durch Araber und Portugiesen, die Sklavenjagden und Verjagung der Bewohner von ihren Wohnsitzen, die Kautschukgreuel der leopoldinischen Zeit ohne anhaltenden Einfluß auf die Kongobevölkerung geblieben sein? Und ist nicht zu erwarten, daß der Gesundheitszustand der Bevölkerung sich mit dem Fortschreiten der Kultur und der Entwicklung des Landes wieder bessern wird?

Der belgische Kongo hat 8—9 Millionen Einwohner (4 auf 1 qkm), Französisch-Aequatorialafrika zählt 5, Kamerun 3, Deutschostafrika 8 Millionen Menschen. Mit Teilen von Angola und Stücken vom britischen Besitz, der noch zu Mittelafrica gehört, kommen wir auf mindestens 30 Millionen Bewohner.

Die wertvollsten afrikanischen Gebiete liegen allerdings im Nigerbogen und südlich des Senegal. Es sind Senegambien, Guinea, die Elfenbeinküste, die Goldküste, Togo, Dahomey und Nigeria. Diese Gebiete haben mindestens 32 Millionen verhältnismäßig hoch stehende Einwohner, und sie sind bereits gut entwickelt. Könnten diese Kolonien einheitlich zusammengefaßt werden, so würden sie ohne Zweifel politisch, wirtschaftlich und auch militärisch ein bedeutendes Gewicht darstellen. Aber an politischem und militärischem Werte werden sie ohne Zweifel von Mittelafrica übertroffen, das ihnen an Einwohnerzahl etwa gleichkommt, sie aber in der Flächenausdehnung um ein Vielfaches übertrifft.

V. Der Weiße in Mittelafrika.

Wenn von der Hinziehung Zehntausender Deutscher nach Mittelafrika gesprochen wurde, so ist, wie schon die im vorhergehenden Kapitel erfolgte Bewertung Mittelafrikas als verhältnismäßig bevölkertes Land beweist, vor allem darauf gerechnet worden, daß die Deutschen die dreißig Millionen Neger Mittelafrikas für die deutsche landwirtschaftliche Erzeugung in den Tropen organisieren und ihre Arbeit auf ein großes Ziel hinleiten sollen. Das Ziel ist die Gewinnung der Rohstoffe, die uns fehlen.

Der Beweis, daß der Weiße in Mittelafrika als Beamter und Organisator leben kann, ist bereits erbracht. Wir können heute sogar behaupten: Der Weiße kann in den meisten Teilen Mittelafrikas selbst mit Frauen und Kindern ganz gut 4—5 Jahre hintereinander aushalten, und er bleibt gesund, wenn er Gelegenheit hat, alle paar Jahre im gemäßigten Klima sich wieder aufzufrischen. Es bleibt nur klarzulegen, daß Mittelafrika schnell 50000 und nach wenigen Jahren schon 100000 Deutsche aufzunehmen in der Lage ist.

Wir haben die Tropenwirtschaft unter drei Gesichtspunkten ins Auge zu fassen.

1. Gilt es, die vorhandenen Bodenschätze und Schätze der großen Wälder (Holz, Oelpalmen, Kautschuk) mit Hilfe der Neger auszubeuten;
2. ist die Förderung jener Kulturen der Eingeborenen, die Ausfuhrprodukte liefern, zu erstreben;
3. müssen wir dem europäischen Anbau in Plantagen, Mittel- und Kleinwirtschaften unser Augenmerk zuwenden.

Unsere frühere Kolonialpolitik hatte sich zu festen Zielen noch nicht durchgerungen und war dazu vor allem deshalb nicht gekommen, weil unsere Kolonialwirtschaft außerhalb der heimischen stand. Wir kannten keine Begünstigung unserer eigenen kolonialen Erzeugung durch Vorzugszölle und ebenso keine Begünstigung deutscher Einfuhr in die Kolonien. Weil wir von England die offene Tür forderten, mußten wir auch in unserem Kolonialbesitz die offene Tür gewähren, und das war der Grund, daß unsere koloniale Landwirtschaft nur sehr schwer vorwärts kam und immer wieder starke Rückschläge erlitt. Es soll hier nicht einer kolonialen Schutzzollwirtschaft in der Art das Wort geredet werden, daß wir durch Einführung von Zöllen auf tropische Rohstoffeinfuhr in der Heimat und Freilassung unserer eigenen kolonialen Rohstoffe davon diese zu begünstigen suchen. Das würde auf eine Steigerung der Rohstoffpreise hinauslaufen,

die wir durch eigene Kolonialpolitik ja gerade verhindern wollen. Andererseits aber muß uns völlig klar sein, daß die südostasiatische und indische Tropenlandwirtschaft ein ungeheures Menschenmaterial zur Verfügung haben, wie kein anderes Gebiet der Welt. Dazu sind die indischen und chinesischen Kulis derart genügsam, daß sie sich mit niedrigsten Löhnen begnügen können. Der Kolonialwirtschaftler kennt den rapiden Aufschwung des südostasiatischen Kautschukanbaues. Die anderen Kautschukgebiete der Welt kamen nicht mehr mit, weil Südostasien dank seiner billigen und reichlich zur Verfügung stehenden Menschenkräfte alles unterbieten konnte.

Es wäre nun aber durchaus unrichtig, wollte die deutsche Kautschuk verarbeitende Industrie nur aus Südostasien als dem billigsten Produktionslande beziehen. Wertvoller wäre, sie bevorzugte teurere Erzeugungsgebiete, vorausgesetzt, daß diese in der Lage sind, die teureren Erzeugnisse der deutschen Industrie zu konsumieren. Mit andern Worten: Die deutschen Kolonialgebiete und die befreundeten Rohstoffstaaten müssen deutschen Industrieerzeugnissen Vorzugstarife gewähren, dann ist das Deutsche Reich auch in der Lage, ihre Rohstoffherzeugung zu begünstigen. Wird eine derartige wohlerwogene Begünstigungswirtschaft getrieben, dann kommt auch unser Kolonialreich und kommen die mit uns verbundenen Rohstoffgebiete zu einer steten Entwicklung. Für unsere Plantagen- und Farm-Arbeit würden sich dann ganz neue Aussichten ergeben.

Bisher waren viele, namentlich amtliche, Kolonialwirtschaftler geneigt, der Negerkultur vor der Plantagen- und Farm-Wirtschaft den Vorzug zu geben. Es schwebte ihnen eine Entwicklung vor wie ungefähr in der englischen Goldküsten-Kolonie, wo schwarze Bauern und Großgrundbesitzer an 50000 Tonnen Kakao für den Export erzeugen. Es gibt schwarze Millionäre in Accra, die sich weiße Kraftwagenführer halten, schwarze Rechtsanwälte und schwarze Hotelbesitzer mit weißen Angestellten. Die englischen Goldküsten-Zustände und die der Nachbargebiete sind gewiß ein glänzendes Zeugnis für den schwarzen Lebens- und Fortschrittswillen; aber Zweck der deutschen Kolonialpolitik kann nicht sein, auch in Deutschmittelfrika ähnliche Zustände zu schaffen. Wir dürfen nicht den Bodenwert in Mittelfrika durch unsere Arbeit heben, um den Neger in den Genuß einer erhöhten Bodenrente zu setzen. Der Eingeborene soll gewiß an der Wertsteigerung seines Landes durch die weiße Einwanderung teilnehmen, aber es wäre ganz verkehrt, ihm die Vorteile allein zukommen zu lassen. Wir brauchen keine Furcht haben, daß wir

die Eingeborenen benachteiligen, wenn wir für weiße Einwanderung künftig in weit stärkerem Maße Land beanspruchen als vor dem Kriege. Der Haupteinwand gegen die Plantagen- und Farmwirtschaft fällt mit der Feststellung fort, daß für ein Eingeborenen-dorf zweitausend Hektar Land in einer durch Verkehrswege und Europäerwirtschaft emporgebrachten Kolonie mehr wert sind, als zehntausend in einem Afrika unter schwarzer eingeborener Herrschaft.

Wir werden also künftig Plantagen- und Farmwirtschaft nicht einengen wie vor dem Kriege, sondern begünstigen, ohne daß wir die Eingeborenenkulturen zu vernichten brauchen; aber genau wie wir in der Heimat landwirtschaftliche Groß-, Mittel- und Kleinbetriebe haben, wird eine gute Politik auch in unserm Kolonialreich auf diese Mischung hinarbeiten müssen.

Dabei werden wir zugleich die Gebiete der Sammelprodukte möglichst für die Allgemeinheit ausscheiden müssen. In Kamerun wurde ängstlich darauf geachtet, daß jedes Negerdorf seine Oelpalmen möglichst behielt; die Vorsorge des Gouvernements ging so weit, zu verhindern, daß die Eingeborenen Palmenland verkauften. Auf diese Weise aber können wir nie zu einer sachgemäßen Ausbeute der großen Reichtümer kommen. Oelpalmengebiete müßten Staatsländereien werden. Das Gouvernement gibt sie an weiße Unternehmer in Pacht und setzt fest, welcher Teil der Oelausbeute an die Eingeborenen-dörfer zu liefern ist, die bisher ein Nutzungsrecht an den Wäldern hatten. So werden die Eingeborenen zu ihrem Rechte kommen; aber auch das Recht der Gesamtheit wird gewahrt.

Der Oelpalmenbaum kommt in Mittelafrika in Millionen und aber Millionen von Exemplaren vor; dieser Reichtum ist noch verschwindend wenig ausgebeutet worden. Kamerun führte 1912 16 000 Tonnen Palmkerne und 3595 Tonnen Palmöl aus, Französisch Aequatorialafrika etwas über 500 Tonnen Kerne und wenig über 100 Tonnen Oel; die Ausfuhr des belgischen Kongo betrug 6821 Tonnen Kerne und 1989 Tonnen Oel. Die Oelpalmenausbeute dieser riesigen $4\frac{1}{2}$ Millionen qkm bedeckenden Gebiete mit ihrem geschlossenen Urwald und den gewaltigen Beständen belief sich also auf nur etwa 23 300 Tonnen Palmkerne und 5700 Tonnen Oel. Das ist außerordentlich wenig, wenn man bedenkt, daß allein das nur 208 600 qkm große englische Südnigeria im Jahre 1912 eine Ausfuhr von 175 000 Tonnen Palmkernen zu 3 109 981 Lstr. (über 62 Millionen Mark) hatte und von 83 000 Tonnen Palmöl zu 1 854 384 Lstr. (über $37\frac{1}{2}$ Millionen Mark). An diesem Ergebnis gemessen ist der Ertrag der großen Kongogebiete und Kameruns

verschwindend gering; es müßte ein Leichtes sein, ihn mindestens auf die Höhe des nigerischen zu bringen. Wenn Mittelafrika nur für 100 Millionen Mark Palmkerne und Palmöl liefert, werden sich allein in der Ausbeute seiner riesigen Oelpalmenbestände mehrere Tausend Weiße beschäftigen können. Vergessen wir doch nicht, daß, wie bereits erwähnt, Lever Brothers in ihrer Niederlassung Leverville im belgischen Kongo, die 12 000 Tonnen Früchte im Jahre verarbeiten kann, 50 Weiße beschäftigen. Es sind 12 000 Tonnen Früchte etwa 2000 Tonnen Oel und 3000 Tonnen Kerne. Bei einer Kerngewinnung von 175 000 Tonnen könnten also schon $50 \times 60 = 3000$ Weiße tätig sein.

Die Behandlung der großen Oelpalmenbestände Mittelafrikas müßte nach dem Muster derjenigen an der Kameruner Nordbahn erfolgen. Dort sind die Oelpalmenwälder gelichtet und mit Wegen versehen worden; Feldbahnen wurden angelegt, welche die Früchte zur Fabrikanlage führen. In ähnlicher Weise kann überall am Kongo, Kasai und den kleineren Flüssen, auch an den Eisenbahnen, gearbeitet werden. Es genügt sehr oft ein Freischlagen der Bestände, und die schönsten Oelpalmen-Pflanzungen sind fertig.

Fast noch bedeutsamer als der Reichtum an Oelpalmen ist das Vorkommen wertvoller Bauhölzer im tropischen Urwalde. Darüber hat die Firma J. F. Müller & Sohn in Hamburg Ende 1914 einen hochinteressanten Bericht veröffentlicht, der zum Teil im „Tropenpflanzer“ abgedruckt war. Daraus entnehme ich:

„Das größte der auf der Welt vorhandenen Reservoir an für industrielle Zwecke brauchbaren tropischen Nutzhölzern wird durch den sich über West- und Zentralafrika erstreckenden Urwaldgürtel gebildet. Das für unsere Holzversorgung vor Ausbruch des Krieges wichtigste Land war Gabun, der zwischen Kamerun und Belgisch-Kongo sich erstreckende Teil von Französisch-Aequatorialafrika; dieses Gebiet lieferte zwei Drittel bis drei Viertel aller bei uns eingeführten afrikanischen Hölzer, darunter das für unsere Möbelindustrie, Sperrholz- und Zigarrenkistenfabrikation unentbehrliche Okoume-Holz, das sonst nur noch in Spanisch-Guinea gefunden wird. Der deutsche Verbrauch von diesem Holz belief sich auf 100 000 Tonnen. Auch Mahagoni und viele andere wertvolle Hölzer können in beliebigen Mengen geschlagen werden. Fast unausgenutzt sind noch die ganz enormen Waldbestände in den großen Lagunen von Fernan Vaz, Mayumba, Iguela, Sette Cama, ferner in den Gebieten von Loango und Kwilu. Ebenso enorme Holzbestände gibt es in Kamerun und im belgischen Kongo.

Trotz stattlicher Ausfuhrziffern befindet sich die Holzausbeute erst in ihrem Anfangsstadium. Nur wenige Prozent der vorhandenen

Holzsorten gelangen zur Ausfuhr und zwar nur solche, die meist nicht weiter als wenige hundert Meter von brauchbaren Wasserläufen entfernt stehen. Alles andere ist völlig unberührt, und darunter sind alle schweren Hölzer, die im Schiffs-, Brücken- und Hafenbau und für Holzpflaster ganz ausgezeichnet zu brauchen sein würden. Solche Konstruktionshölzer bezogen wir bisher aus Australien und Hinterindien. Mittelfrika kann uns vollständig damit versorgen, wenn drüben Sägewerke eingerichtet werden, die jene schweren Holzsorten in marktfähigem Zustande an die Transportmittel liefern.

Es eröffnen sich dem Holzgeschäft in Mittelfrika ungeheure Perspektiven; es kann einer Unmenge weißer Einwanderer reiche Einnahmen abwerfen.

Die Verwertung der starken Wildkautschukbestände Mittelfrikas ist durch die Entwicklung der ostasiatischen Pflanzungen stark beeinträchtigt, aber keineswegs ganz lahmgelegt; die Erfolge der französischen Konzessionsgesellschaft Sangha Forestière, die ihren Besitz in Französisch-Zentralafrika und in den neuen Kameruner Gebietsteilen hat, und deren Kautschuk immer gleich dem besten Para bewertet worden ist, beweisen, daß mittelfrikanischer Wildkautschuk sich gegen jede Konkurrenz behaupten kann, wenn auf reine Ware geachtet wird und die Einsammlung nicht zu hohe Kosten verursacht. Das Kautschukgeschäft kann eine große Zahl weißer Unternehmer ernähren.

Wenn wir uns zu dem festen Ziel der bestmöglichen Eingliederung Mittelfrikas in unsere heimische Wirtschaft auf diese Art durchgerungen haben, daß wir die natürlichen Reichtümer als für die Allgemeinheit bestimmt betrachten, den übrigen afrikanischen Boden als etwas, das durch unsere Arbeit veredelt und im Preise erhöht wird und wovon wir mit dem Rechte, das uns unsere Arbeit verleiht, dem Bedarf entsprechend unter Achtung der entgegenstehenden Rechte der Ureinwohner nehmen dürfen, dann haben wir bereits einen guten Teil der Grundlage für eine gedeihliche Tropenwirtschaft geschaffen. Weiter aber fehlt dann noch, daß wir uns zur Arbeiter- und Eingeborenenfrage etwas anders stellen, als wir das bisher getan haben.

Unser bisheriger Plantagenanbau, der Bahnbau haben große Umwälzungen unter der schwarzen Bevölkerung hervorgerufen, haben alte soziale Formen zerstört, die neue Generation teilweise entwurzelt, ganze Gebiete entvölkert. Es waren besonders die Missionen, die über diese Wirkung der Besiedlung Afrikas mit Weißen schwere Klagen geführt haben. Die Klagen waren wohl zu verstehen. Die Missionen waren lange vor der Verwaltung

und vor den Siedlern im Lande; durch jahrelange Arbeit hatten sie die Gebiete um ihre Missionen hochgebracht. Und nun mußten sie sehen, wie mit dem Kommen der Beamten, Offiziere und namentlich der Ansiedler ihr Arbeitsfeld menschenleer gemacht wurde, wie die jungen Leute zum Bahnbau und zu den Plantagen strömten, genau wie in der Heimat die junge Landbevölkerung in die Großstadt. Und alle Klagen, die wir in der Heimat über diese Landflucht gehört haben, erschallten auch in Afrika. Hier wie dort wurde ganz richtig beobachtet, daß im allgemeinen die Neuerungen dem Volke wenig Segen brachten. Wie der arbeitende Großstädter gegenüber dem Landarbeiter zunächst nicht mehr gewann als Aeüßerlichkeiten, die er oft mit seiner Gesundheit zu bezahlen hatte, so brachte der Bahn- und Plantagenarbeiter in Afrika nach langer Arbeit in der Fremde nicht viel mehr in sein heimatliches Dorf mit als einige bunte Lappen und Krankheiten, und dem Volksfreunde mußte das Herz weh tun.

Es ist ganz zweifellos, daß alle diese Uebel sich vervielfältigen werden, sobald größere Mengen weißer Ansiedler ins Land kommen. Aber da hilft alles nichts; auch Mittelafrika muß durch den Schmelztiegel hindurch, und aus den Leiden einer gegenwärtigen Generation erblüht das Glück künftiger.

Eine starke Agitation ist mit der teilweise auf Pflanzungen und beim Bahnbau beobachteten sehr hohen Sterblichkeitsziffer getrieben worden. Aber die Berechnungen, wonach zum Beispiel in Kamerun bis zu 10 pCt. der herangeführten Arbeiter gestorben sein sollten, waren sehr einseitig aufgemacht. Das haben genaue Statistiken unwiderleglich bewiesen. Das Kameruner Gouvernement wünschte keine Arbeitsverträge mit längerer als einjähriger Dauer. Zuweilen waren die Arbeiter nur sechs Monate an der Arbeitsstätte. Starben in dieser Zeit auf 1000 Mann 50, dann wurde gerechnet, daß dies auf das Jahr und 100 Mann bezogen 10 Mann ausmache, also 10 pCt. Aber Statistiken über die Todesfälle beim Bahnbau unter solchen Arbeitern, die bis zwölf Monate und noch länger gehalten werden konnten, haben bewiesen, daß die Sterblichkeit nur in den ersten Monaten hoch ist, dann aber rapid sinkt. Starben auf 1000 Mann in den ersten sechs Monaten 50, dann brachten die nächsten sechs Monate nicht mehr dieselbe Ziffer, sondern nur 20 Todesfälle, das dritte Halbjahr gar nur zehn und weniger.

Das Sinken der Sterblichkeitsrate hat verschiedene Ursachen. Zunächst konnte festgestellt werden, daß zum Bahnbau viele kranke, schwächliche und unterernährte Leute kamen. Die Hauptlinge im Innern geben, wenn vom Gouvernement Arbeiter ange-

fordert werden, nicht die Kräftigen ab, sondern die Dorf- und Landarmen, die Schlechtgenährten und Kranken. Dem ungewohnten Küstenklima fielen gleich zu Anfang die Schwächsten zum Opfer; die andern erholten sich bei guter Beköstigung und regelmäßiger Arbeit.

Es darf nicht vergessen werden, daß der Gesundheitszustand unter der afrikanischen Eingeborenenbevölkerung im allgemeinen ein schlechter ist. Die Negerdörfer selbst in der Nähe von Regierungsstationen und Missionen sind durchaus nicht die idyllischen Wohnstätten gesunder, glücklicher Menschen. Krankheiten und Elend herrschen, Furcht vor den Häuptlingen, die oft grausame Tyrannen ihrer Leute sind; die Kindersterblichkeit ist groß, und soweit nicht der Missionsarzt oder Regierungsarzt segensreich wirkt, hat der Tod überall reiche Ernte. Die Europäereinwanderung hat ohne Zweifel das Gute gehabt, daß mit den Ansiedlern auch mehr Aerzte ins Land kamen, und so mancher Neger, der in seinem Dorfe verkommen wäre, mag auf der Plantage oder beim Bahnbau ein gesunder Mensch geworden sein.

Aber trotz alledem: Große Nöte der Eingeborenenbevölkerung werden zunächst die Folge starker Europäereinwanderung sein mit ihren Ansprüchen an Boden, an die Sammelprodukte des Landes, besonders an Arbeitskräfte. Große Verschiebungen mit einer Vielfältigung aller der Unzuträglichkeiten werden eintreten, die wir in der Vergangenheit in Kamerun und in Ostafrika beobachtet haben. Doch wenn wir einmal die Entscheidung getroffen haben, daß unser Ueberseedeschtum künftig nicht mehr Kulturdünger für Amerika und englische Kolonien sein soll, müssen wir durch diese Schwierigkeiten hindurch, und wir werden sie meistern.

Vorausgesetzt nun, daß die Regierung von Deutsch-Mittelafrika wirklich eine Politik der Ergänzung unserer heimischen durch die afrikanische Wirtschaft treiben will und die schnelle Entwicklung dieser durch heranzuziehende weiße Kräfte, werden im Oelpalmen-, Holz- und Kautschukgeschäft sehr schnell an 6000 Weiße als Organisatoren, Agenten, Aufkäufer, Leiter von Schneidemühlen, von Anlagen zur Oelgewinnung und Kautschuk-Aufbereitung gut und lohnend unterzubringen sein. Mit dem Transport aller Sammelartikel werden sich an tausend Weiße beschäftigen können.

Wenn wir wirklich wollen, muß es gelingen, von den 30 Millionen Negern Mittelafrikas 10 Millionen dahin zu bringen, daß sie Oelfrüchte, wie Erdnuß, Sesam, Rhizinus für den Export anbauen, ferner Baumwolle, Mais, Reis. Wenn 1000 solcher Anbauer einem weißen Kaufmann die Grundlage der Exi-

stanz geben, sind 10 Millionen die Existenzgrundlage für 10000 Weiße.

Besonders vom Reisanbau ist in Afrika Großes zu erwarten. Die Niederungen der großen zentralafrikanischen Flüsse sind, wie der von den Arabern begründete große Reisanbau zwischen Lualaba und Lomami im östlichen belgischen Kongo beweist, ganz vorzüglich für den Reisbau geeignet, und die Meinung, daß in den Reispflanzungen die *Glossina palpalis*, die Verbreiterin der Schlafkrankheit, einen vorzüglichen Nährboden fände, ist Vorurteil.

Zur Organisation der Gewinnung der natürlichen Wachstumsprodukte und des Anbaues der Eingeborenen für den Export, worin, mit Nebengewerben, 15000 bis 20000 Weiße unterkommen können, kommt dann schließlich die eigene Pflanz- und Farmtätigkeit der Weißen. Zunächst soll von der Pflanztätigkeit abgesehen und zuerst auf die Viehzucht verwiesen werden.

Die Viehzucht Mittelfrikas ist einer sehr großen Erweiterung fähig; es kommen dafür in erster Linie die weiten, hochgelegenen Steppengebiete des Landes in Betracht. Sie tragen jetzt zehn Millionen Rinder (darunter sechs Millionen Kühe) und 40 Millionen Stück Kleinvieh (Schafe und Ziegen). Das ist außerordentlich wenig, wenn man den riesigen Viehbestand Indiens in Betracht zieht. In Britisch-Indien (ohne Bengalen) wurden 1911/12 gezählt: $111\frac{3}{4}$ Millionen Rinder (darunter 28 Millionen Kühe), 23 Millionen Schafe und $28\frac{1}{2}$ Millionen Ziegen. Indien ist 4667280 qkm groß, Mittelfrika $7\frac{1}{2}$ Millionen. Daß dieses ebenso gute Viehzuchtgebiete wie Indien in der gleichen Ausdehnung hat, ist wohl nicht zu bezweifeln. Der einzige, aber große und wesentliche Unterschied besteht in der Menge der Bevölkerung. Den 320 Millionen Indiens stehen nur 30 Millionen Mittelfrikaner gegenüber. Es zeigt aber Australien, daß auch eine schwache Bevölkerung einen sehr starken Viehstand heranziehen kann. Die $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner (ohne Ureinwohner, welche aber gar nicht in Betracht kommen) des Australischen Staatenbundes und Neuseelands, die auf etwa 8 Millionen Quadratkilometern leben, hatten 1912 rund $13\frac{1}{4}$ Millionen Stück Rindvieh (darunter nur $2\frac{3}{4}$ Millionen Kühe) und 107 Millionen Schafe. Mit seinen sechs Millionen Stück weiblichem Rindvieh ist Mittelfrika Australien weit überlegen, die Heranzucht von 30 Millionen Stück Großvieh und mehr dürfte nicht schwer sein und wird zweifellos erfolgen, wenn sich weiße Einwanderung der Sache annimmt. Unter den mittelfrikanischen Negern gibt es gute Viehzüchter wie die Massai in Britisch- und Deutsch-Ostafrika, die Wagogo, Wataturu, Watussi, Warundi in Deutsch-Ostafrika, die Völker im Bereiche der zentralafrikanischen

Seen in Belgisch-Kongo und Uganda, die Fulbe in Nordkamerun, die französischen Sudanvölker. Aber die Viehzucht des Negers leidet darunter, daß das Großvieh vielfach Stammeseigentum ist oder nach Eingeborenenrecht dem Häuptlinge gehört; das Privateigentumsrecht ist nicht klar genug herausgebildet. Das ist vielfach ein Hindernis starker Aufzucht. Eine zahlreiche weiße Einwanderung würde darin Wandel zum Besseren schaffen.

Ein besonderes Feld bietet weißen Einwanderern möglichenfalls die Wollschafzucht, die in Britisch-Ostafrika bereits mit einigem Erfolge im ostafrikanischen Graben in Höhenlagen von etwa 1500 Metern in Angriff genommen wurde. Aehnliche Gebiete gibt es auch in Deutsch-Ostafrika bei Kondoa Irangi, Iringa, in Uha, Urundi und Ruanda, in Nordkamerun. Britisch-Ostafrika hatte 1911 bereits für 169000 Mark Wolle produziert.

Eine stärkere Viehzucht vermehrt den Häuteexport. Deutsch-Ostafrika hat allein im Jahre 1913 für $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark Häute ausgeführt, Mittelfrika würde sehr bald ein Vielfaches leisten und im Häutegeschäft Hunderte von Weißen beschäftigen können.

Die Hebung der Viehzucht wäre ein großer Segen für Mittelfrika. In den Urwaldgebieten ist der Fleischmangel und der Fleischhunger des Eingeborenen so groß, daß er für das begehrte Nahrungsmittel jeden Preis zahlt, und, wenn er es anders nicht erhalten kann, darum zum Kannibalen wird, nicht aus besonderer Liebhaberei für Menschenfleisch, sondern weil er anderes Fleisch nicht bekommen kann. In Südkamerun und im Sanga-Urwalde verzehrten die Leute meiner Karawane Fischreiher und fliegende Hunde und stritten sich noch darum; Affenfleisch ist dort ein Leckerbissen. Unternehmende Haussa-Händler treiben in Kamerun Vieh vom hohen Norden bis in die Urwalddörfer, wo sie das Fleisch reißend zu hohen Preisen los werden. Großviehzucht im Urwaldgebiet ist natürlich ausgeschlossen; aber wenn erst Mittelfrika von großen Bahnen durchzogen ist, wird es möglich sein, aus den viehreichen Grasgebieten Vieh und Fleisch in den Urwald zu bringen. Damit bekommen europäische Unternehmer ein vorzügliches Mittel in die Hand, die schwarze Urwaldbevölkerung dahin zu ziehen, wo sie dieselbe brauchen.

Auf die Tätigkeit großer Pflanzungen braucht nicht näher eingegangen zu werden; sie haben bereits ihre Daseinsberechtigung bewiesen und in den Kolonien Kamerun und Ostafrika große Ausfuhrmengen geschaffen. Pflanzungen mit einem reichen Europäerpersonal werden sich gut entwickeln, wenn die Arbeiterschwierigkeiten überwunden werden und die Politik der Heimat und der

Kolonie darauf gerichtet ist, sie, soweit als möglich, gegen die Schleuder Konkurrenz Südostasiens zu halten.

Auch mittlere Pflanzungen (Tabak, Kakao, Kokospalmen, Baumwolle) haben wir in Ostafrika und Kamerun gehabt; selbst dem Gedanken möglichst geschlossener Kleinsiedlung waren wir in Ostafrika (am Meruberg und am Kilimandscharo) bereits nähergetreten. Diese Anfänge weiterzuführen, sie auf weitere geeignete Gebiete, unter Wahrung des deutschen Charakters der Siedlungen, auszudehnen, wird nach dem Kriege eine unserer Hauptbestrebungen sein müssen. Es müssen im großen Deutschafrika in sich geschlossene Mittelpunkte blühenden deutschen Lebens mit deutschen Schulen und Kirchen und, wenn irgend möglich, sässiger Bevölkerung entstehen. So nur kommen wir zur dauernden Beherrschung des großen Gebietes.

Der Kleinbauer aus Südwestdeutschland und dem mittleren Westen ist der anerkannt erfolgreichste Siedler gewesen; er hat in den subtropischen Gebieten von Australien, Südafrika und Südamerika bis zum 25. Breitengrade und noch höher hinauf als Selbstarbeiter ganz Hervorragendes geleistet. Wenn wir von diesen Leuten einige Tausend nach Mittelfrika ziehen können, haben wir einen ganz prachtvollen Stamm für den Anfang einer Kleinsiedlung. Es ist dabei an eine Ansetzung der Leute etwa in Angola unter dem 10.—17. Grad südlicher Breite gedacht. Ob hochgelegene Gebiete am Tanganjika- und Nyassasee für derartige Siedlungen auch in Frage kommen könnten, bedarf der Prüfung. Auch der Süden Deutsch-Ostafrikas und Mozambique wären vielleicht geeignet. Jedenfalls muß nach diesem Kriege der ernste Versuch der Schaffung einer bodenständigen Bevölkerung in unserer Hauptkolonie gemacht werden. Die nötigen Menschen und erprobten Kräfte werden wir aus Südamerika und Australien heranziehen können, wenn aus unserer neuen Kolonialpolitik alles Kleinliche, Bürokratische ferngehalten wird, und wenn die Kleinsiedlung etwa in der Weise gemacht wird wie in Südbrasilien, wo die Ansiedler vermessene Landlose, einfache Häuser und Ackergeräte vorfinden.

Erwähnen wir nun noch die reichen Bodenschätze in Mittelfrika, namentlich im belgischen Kongo; denken wir an die großen Möglichkeiten, welche die zahllosen Ströme des Kongobeckens dem Verkehr bieten, an die Heranziehung von Kaufleuten, Handwerkern, Gastwirten, Bankangestellten, an die 6000 Beamten und Offiziere, welche das große Gebiet erfordern wird, an die Geistlichen, Schullehrer, Rechtsanwälte, Aerzte, Ingenieure, Bahnbeamte, Beamte der Post und Telegraphie, dann

sehen wir eine erdrückende Fülle von Existenzmöglichkeiten in Mittelafrika. Es wird eine Kleinigkeit sein, dort in wenigen Jahren auch hunderttausend Weise unterbringen.

VI. Mittelafrika als Faktor im Wirtschaftskampf.

Wie wir nachgewiesen haben, ist die Unterbringung von mindestens 50000 Weißen in Mittelafrika in ganz kurzer Zeit möglich. Davon sollen 40000 Menschen sein, die mit Kapital ins Land kommen. Nehmen wir nur ein Durchschnittsvermögen von 25000 Mark auf den Kopf dieser Einwanderer an, so ergibt das einen Kapitalzufluß von einer runden Milliarde. Dazu werden Großunternehmer kommen, Gesellschaften aus fremden Gebieten; die Regierungsfonds werden neu aufgefüllt werden. Es wird sich in Mittelafrika sofort ein sehr starkes wirtschaftliches Leben entwickeln. Und die Erwartung ist berechtigt, daß ein Kapitalzufluß von $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark an Privat- und staatlichem Kapital sofort mindestens den gleichen Betrag an Gesellschaftskapital aus der Heimat und aus neutralen Ländern nach sich ziehen wird.

Nach amtlicher Berechnung arbeiteten 1913 in unseren afrikanischen Kolonien rund 350 Millionen Mark Gesellschaftskapital und etwa 80 Millionen Privatkapital. Das Resultat war ein Außenhandel dieser Kolonien von 286 Millionen Mark im selben Jahre, 142 Millionen Mark in der Einfuhr und 144,14 Millionen in der Ausfuhr. Wenn in Mittelafrika statt jener 430 Millionen Mark Kapital 3 Milliarden arbeiten werden, wird dann nicht die Ausfuhr, zumal alle Vorbedingungen vorhanden sind, schnell auf das Siebenfache von 144,14 Millionen Mark steigen und dementsprechend die Einfuhr?

Mittelafrika mit 40000 kapitalkräftigen Organisatoren der Negerarbeit, 10000 Kleinsiedlern und dazu 6000 Beamten und Offizieren und Unteroffizieren für die schwarze Kolonialarmee ist ein Wirtschaftskörper, an dem niemand mehr vorübergehen kann.

Mittelafrika, Südamerika und Mexiko würden unsere Industrie vom englischen Kautschukgebiet in Südostasien völlig unabhängig machen. Wir würden den Kautschuk zu einem solchen Preise übernehmen, daß jene Produktionsgebiete sich gegenüber dem Wettbewerb der Malaienstaaten halten könnten; dafür hätten sie unsere Kautschukindustrie zu begünstigen.

Oelfrüchte brauchten wir vor dem Kriege für rund 600 Millionen Mark jährlich. Da uns Britisch Westafrika (in der Hauptsache Nigeria) 1913 allein für $90\frac{3}{4}$ Millionen Mark Palmkerne lieferte und für $8\frac{1}{2}$ Millionen Mark Palmöl, muß das viel

größere und an Oelpalmen unendlich reichere Mittelafrika uns in wenigen Jahren für mindestens 100 Millionen Mark Palmkerne und Palmöl abgeben können, wenn wir nur wollen. Es muß nur die Behinderung der Ausbeutung der vorhandenen Bestände fortfallen. An andern Oelfrüchten wie Erdnüssen, Sesam, Baumwollsamensamen, Kopra, Elipe- und Schinüssen muß uns Mittelafrika durch Kleinkultur der Eingeborenen für 20 Millionen Mark liefern können und nach wenigen Jahren kräftiger Arbeit ganz erheblich mehr.

Immerhin würde dadurch nur ein Bruchteil unseres früheren Bedarfs befriedigt. Für die Deckung des Restes müßten Rußland, Süd- und Mittelamerika, Ungarn und die Balkanstaaten herangezogen werden. Rußland lieferte uns 1913 für rund 58 Millionen Mark Oelfrüchte, Argentinien für über 100 Millionen Mark, Oesterreich-Ungarn und Rumänien zusammen für 14 Millionen Mark. Nehmen wir noch Niederländisch Indien mit einer Einfuhr von über 50 Millionen Mark hinzu, dann haben wir schon einen Betrag von 222 Millionen Mark zusammen und mit der erwarteten Einfuhr aus Mittelafrika gegen 350 Millionen Mark. Es bedarf nur einer Förderung dieser Gebiete dadurch, daß wir sie begünstigen, wohingegen sie unserer Oelindustrie Vorzugstarife für ihre Speise- und Industrieöle, ihre Pflanzenspeisefette gewähren, und wir werden im Bezuge der Oelfrüchte von Großbritannien und den Vereinigten Staaten unabhängig sein.

Wir nehmen den Artikel Faserstoffe. Unser bedeutendster Flachslieferant ist Rußland gewesen; Hanf bekamen wir von Rußland, Oesterreich-Ungarn und Italien. Mexiko lieferte uns Agavefasern; im Bezuge von Ramie-, Sisalfaser usw. kann allein Deutsch-Ostafrika uns unabhängig machen. Sehr schwer war unsere Abhängigkeit von Indien im Bezug von Jute. Aber an die Stelle dieser können sehr wohl andere Pflanzenfasern treten, die in Mexiko, Südamerika, Mittelafrika zu gewinnen sind.

Häute und Felle brauchten wir für mehr als 382 Millionen Mark, die Wiederausfuhr, die sehr hoch war, abgezogen, und wir können durchaus ohne die Angelsachsen auskommen. Rußland mit Finnland und Oesterreich-Ungarn lieferten uns allein für rund 100 Millionen Mark; Argentinien verkaufte uns für 74 Millionen; Brasilien, Chile, Paraguay, Uruguay, andere südamerikanische Staaten und Mexiko waren an unserer Einfuhr mit über 55 Millionen Mark beteiligt. Dann sandten uns weiter Dänemark, die Niederlande, Norwegen, Schweden, die Schweiz, Belgien, Griechenland, Spanien, die Türkei für nahezu 70 Millionen Mark Häute und Felle. Wenn wir diese Verbindungen pflegen und

Mittelafrika kräftig entwickeln, können wir auf die Zufuhr aus Frankreich, Italien, Großbritannien und Nordamerika verzichten.

Mit Gerbstoffen werden uns Oesterreich-Ungarn, Rußland, Südamerika, Mittelafrika genügend versehen können; Holz können uns Rußland, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Schweden, Norwegen, Mexiko, Mittelafrika in mehr als ausreichender Menge liefern. Dagegen wird es uns ungeheuer schwer sein, uns im Bezuge von Baumwolle und Wolle von den Angelsachsen zu befreien.

In der Erzeugung der Baumwolle besitzen die Vereinigten Staaten und Großbritannien ein Weltmonopol. Von der Welt-ernte 1913/14 waren $21\frac{1}{2}$ Millionen Ballen angelsächsischer Erzeugung; $7\frac{3}{4}$ Millionen stammten aus andern Gebieten, Brasilien, China, Russisch-Asien, Kleinasien. Die Baumwollerzeugung der deutschen Kolonien war trotz aller darauf verwandten Arbeit minimal, sie belief sich auf noch nicht einmal 3000 Tonnen, bei einem deutschen Bedarf von 470000 Tonnen. Auch ganz Mittelafrika wird schwerlich — trotz größter Mühen — in absehbarer Zeit mehr als 10000 bis 20000 Tonnen liefern können, und es müßte als Geld- und Kraftvergeudung bezeichnet werden, wenn wieder große Geldsummen und eine Menge Arbeitskraft auf die „Hebung“ der eigenen Baumwollkultur sollten verwandt werden. Viel wichtiger ist die Ausbeute der riesigen Oelpalmen- und Holzbestände in Mittelafrika und die Schaffung von eigenen Monopolen, durch deren geschickte Ausnützung wir die Angelsachsen zwingen, uns ihre Monopolwaren zu einem mäßigen Preise abzugeben. Immerhin mag versucht werden, den Baumwollanbau in Vorderasien (40000 Tonnen), in Brasilien (70000 bis 80000 Tonnen), in Peru zu heben; aber daß wir von den Angelsachsen unabhängig werden könnten, erscheint ausgeschlossen.

Etwas günstiger erscheinen die Aussichten auf dem Wollemarkt. Wir brauchen für 370 Millionen Mark Schafwolle; Argentinien, Uruguay und Chile führen für etwa 250 Millionen Mark aus. Sie lieferten uns 1913 für rund 120 Millionen Mark. Daß sie ihren Export nach Deutschland auf den Betrag von 200 Millionen Mark steigern könnten, erscheint nicht ausgeschlossen. Und es dürfte uns gelingen, uns mit Hilfe von Südamerika wenigstens teilweise vom Angelsachsenum frei zu machen.

Was die Einfuhr von pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln betrifft, so läßt sich mit Hilfe unserer Verbündeten, Rußlands und Südamerikas das Angelsachsenum ohne Zweifel ausschalten. Die Weizenmengen, welche uns die Vereinigten Staaten und Kanada verkauften, können Rußland, Ar-

gentinien und Rumänien mit Leichtigkeit stellen. Gerste liefern Rußland und Oesterreich-Ungarn, Hafer Rußland und Argentinien, Mais Argentinien, Rumänien, Rußland und Mittelfrika. Unsere Reiseinfuhr kann solange wegfallen und durch Tapioka, Graupen, Grieß ersetzt werden, bis Mittelfrika genügend zuzuführen in der Lage ist. Bezugsländer für Hülsenfrüchte waren schon vor dem Kriege Rußland, Rumänien und Oesterreich-Ungarn. In Gemüsen sind wir sehr von Italien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden abhängig gewesen. Die Niederlande und Belgien können als Bezugsländer bleiben; die Eigenerzeugung muß gesteigert werden. In der Einfuhr von Obst, Feigen, Rosinen, Mandeln können wir uns auf Oesterreich-Ungarn, den Balkan, die Türkei und Spanien stützen.

Was die Genußmittel betrifft, so können wir Tabak aus Griechenland, Bulgarien, der Türkei, aus Niederländisch-Indien, Brasilien erhalten; Kaffee liefern uns Brasilien, Venezuela und Mittelamerika in ausreichender Menge. Kakao kann Mittelfrika etwa 8000 Tonnen zuführen; die Erzeugung muß und kann rasch gesteigert werden. Daneben werden Brasilien, Ecuador, die Dominikanische Republik, Venezuela eingreifen, die uns 1913 rund 24500 Tonnen sandten. Die annähernde Deckung unsers Bedarfs von 50000 bis 55000 Tonnen ist auch ohne die englischen Gebiete möglich.

Fleisch und tierische Fette, namentlich letztere, bezogen wir in erheblichen Mengen vom Auslande; an der Fleischeinfuhr waren die Angelsachsen wenig beteiligt. Dagegen lieferten uns die Vereinigten Staaten für 112 Millionen Mark Schweineschmalz und 21 Millionen Mark Oleomargarine. Die Schweinehaltung der Vereinigten Staaten stand 1913 mit über 61 Millionen Stück weit aus an erster Stelle. Dann folgte in weitem Abstände Deutschland mit $25\frac{1}{3}$, an dritter Stelle Oesterreich-Ungarn mit 14, an vierter Rußland mit $12\frac{1}{2}$ Millionen Stück. Für die nordamerikanische Schweineschmalzlieferung fehlt es an Ersatz. Wir müßten mehr Pflanzenöle bevorzugen und die Schweinemast in Rußland, Ungarn und auf den Balkanländern zu begünstigen suchen.

Ein wenig erfreuliches Kapitel ist unsere Abhängigkeit von den mineralischen Rohstofflieferungen der Vereinigten Staaten und der englischen Kolonien, und besonders ist es das Kupfer, das uns fehlt. Die Vereinigten Staaten sandten uns 1913 für 294 Millionen Mark von diesem Metall; 1912 nahmen wir von ihrer Gesamtproduktion, die 566500 Tonnen betrug, nicht weniger als 177600 Tonnen ab. Eine Deckung dieses Bedarfs in anderen

Gewinnungsgebieten erscheint fast unmöglich. Mexiko förderte 1913 nur 73000 Tonnen Kupfer, Spanien 58000 Tonnen. Ob eine so schnelle Steigerung der mexikanischen Produktion möglich ist, daß sie einen großen Teil unsers Bedarfs befriedigen könnte, erscheint fraglich; auch auf die Kupfergewinnung in Deutschsüdwestafrika, in den Kongogebieten (Katanga) dürfen keine übertriebenen Hoffnungen gesetzt werden. Wir haben aber in unseren Kali-Lagern ein gutes Mittel in der Hand, die Vereinigten Staaten zu annehmbaren Lieferungsbedingungen zu zwingen.

Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß die Vereinigten Staaten und das englische Weltreich von der Goldgewinnung der Welt des Jahres 1911 im Gewicht von 695340 kg nicht weniger als 559284 kg erzeugten.

Ueberblicken wir an der Hand der vorstehend genannten Ziffern die Lage, so ergibt sich klar, daß unser Kampf um Geltung als selbständige Weltwirtschaftsmacht und um Befreiung vom Angelsachsentum durchaus nicht aussichtslos ist. Natürlich muß der Kampf eröffnet werden, und das kann nicht anders geschehen als durch das entschiedene Bekenntnis zu einer großen, starken Kolonialpolitik. Wir müssen der Welt zu erkennen geben, daß wir nicht länger die „Zaungäste und Freitischler“ der Angelsachsen sein wollen. Wir müssen unsern Trumpf Mittelafrika ausspielen. Seine Stärke liegt nicht in dem, was er an sich ist, sondern in der Art, wie er ausgespielt wird. Wenn wir heute sagen, wir wollen den belgischen und französischen Kongo als verbindende Glieder unseres alten west- und ostafrikanischen Besitzes, und wenn wir nachrechnen, was wir dabei an Schlafkrankheit und „Sümpfen“ mitbekommen, an „neuen Lasten“, dann ist die ausgespielte Karte wertlos. Nur die Betonung, daß wir mit Mittelafrika in Verbindung mit dem Auslanddeutschtum den Grund zu einer wirklichen Weltpolitik legen wollen, macht diese Karte in unserer Hand zur entscheidenden Gewinnkarte. Und ihr Ausspielen reißt Nord- und Südamerika auseinander, macht sich in Indien, Australien und Ostasien bemerkbar, läßt das nordafrikanische Arabertum aufhorchen.

Deutschmittelafrika, von uns für eine große Kolonialpolitik mit weitgesteckten Zielen gefordert, zwingt Südamerika, sich zu entscheiden. Wollte es trotz Mittelafrika bei den Angelsachsen verharren, dann muß bei uns der Ruf erschallen: Deutschmittelafrika, das Araber- und Türkentum und Mitteleuropa! Deutsche Amerikas, die ihr deutsch bleiben wollt, strömt nach Afrika und sucht bei Deutschlands Verbündeten Unterkommen! Und wir

gehen dann daran ganz und gar auf eigenen Füßen zu stehen. Aber Südamerika wird eine solche Entwicklung nicht wollen, weil es sie nicht wollen kann. Mittelfrika ist durch sein politisches Gewicht und die wirtschaftliche Bedeutung, die wir und unsere Verbündeten ihm zu verleihen vermögen, ein so mächtiger Faktor im großen Weltwirtschaftskampf, daß er von niemand, und am allerwenigsten von Südamerika, übersehen werden kann. Vergessen wir auch nicht die große Rolle, welche die Araber in Mittelfrika gespielt haben. Wenn sie veranlaßt werden, sich, ihre Kapitalien und ihre Anhänger in den Dienst der deutschen Sache zu stellen, bekommt sie auch von dieser Seite einen starken Anstoß und gewinnt sie Sympathien bis an die Ränder des Mittelländischen Meeres. Wenn sich die ganze Welt gegen uns stellen wollte, schlummern auch gewaltige Möglichkeiten in dem Gedanken: Mitteleuropa—Mittelfrika.

VII. Die Einrichtung Deutsch-Mittelfrikas.

Da man auf vorhandenem Grunde aufbauen muß, wollen wir von der tatsächlichen wirtschaftlichen Lage der vier Hauptgebiete Mittelfrikas (Deutsch-Ostafrika, Französisch Aequatorialafrika, Belgisch Kongo und Kamerun) vor dem Kriege ausgehen.

Daß die wirtschaftliche und Finanzlage der beiden deutschen Kolonien eine höchst zufriedenstellende war, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Doch mögen für diejenigen, die nicht ganz im Bilde sind, wenige Zahlen angeführt werden.

Deutsch-Ostafrika hatte 1602 km Eisenbahn im Betrieb; auf dem 620 km langen Tanganjika-See schwamm ein 1150 t großer Dampfer. Die weiße Bevölkerung war auf 6000 Köpfe gestiegen. Die plantagenmäßig bestellte Fläche war 106292 ha groß, wovon 56753 ertragsfähig waren. Der Außenhandel war auf 89 Millionen Mark im Werte angewachsen; die eigenen Einnahmen der Kolonie betragen über 16 Millionen Mark. Sie konnte über $6\frac{1}{3}$ Millionen Mark für Verzinsung der Eisenbahnanleihen selber tragen und hatte eine neue wichtige Verkehrslinie von 400 km Länge im Bau. Die Zolleinnahmen betragen etwa $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark.

Kamerun war lange zurückgeblieben, weil mit Verkehrsanlagen wenig bedacht. Aber die Kolonie hatte einen Handel von 64 Millionen Mark, eigene Einnahmen von mehr als 11 Millionen Mark, und ihre Finanzgebarung war durchaus gesund. In den Etat für 1914 konnte allein für Wege- und Brückenbauten ein Betrag von 1565000 Mark eingesetzt werden.

Das Reich leistete für Ostafrika und für Kamerun nur Zuschüsse für die Militärverwaltung, die sich für jede der beiden Kolonien auf jährlich 3 bis 3½ Millionen Mark stellten.

Gegenüber der durchsichtigen und klaren Finanzgebarung der deutschen Kolonien ist die des belgischen Kongo und des Französischen Zentralafrika zerfahren und unübersichtlich zu nennen. Dieses hat ein allgemeines und ein lokales Budget. Im Budget général gab es in den Jahren 1906—1909 ein Gesamtdefizit von 1881017,75 Franken. Durch die Budgetreform von 1910 wurden die Einnahmen gehoben; 1910 und 1911 konnten von den Defizits der Vorjahre 881017,75 Frk. gedeckt werden, und 707258,69 Frk. konnten noch in die Caisse de Réserve gelegt werden, der in den Defizitjahren der ganze Bestand von 1 Million Franken entnommen worden war. Ueberschüsse von 25000 bis 221000 Franken wiesen am 30. Juni 1912 auch die Lokalbudgets von Gabun, Mittel-Kongo und Ubangi-Schari auf, und im Tschadterritorium wurden Ueberschüsse erwartet. Aber das war nur ein scheinbares Plus der Lokalbudgets; sie erhielten für 1912 vom Generalbudget Zuschüsse: Gabun 1200000, Mittelkongo 850000 und Ubangi-Schari 400000 Franken. Dem Budget général aber flossen vom Mutterlande Subventionen zu (1912: 1532016 Franken).

Immerhin ist die finanzielle Entwicklung des französischen Zentralafrika auf dem Wege der Besserung. Das kann man indessen vom belgischen Kongo nicht sagen.

Im belgischen Kongo war 1913 die Lage die folgende:

Abschließende Ziffern lagen für 1912 noch nicht vor. Der ordentliche Etat hatte mit einem einstweiligen Defizit von 6333354,38 Franken abgeschlossen. An Krediten aus den außerordentlichen Etats der Jahre 1909—1912 standen 1912 noch 38,9 Millionen Franken offen; verausgabt wurden 20220234 Franken. Die ordentlichen Etats 1908—1912 hatten als Endresultat wohl einen Ueberschuß von 6075780,29 Franken ergeben; aber den Ausgaben der außerordentlichen Etats im Gesamtbetrage von 60840000 Franken standen keine Einnahmen gegenüber. Sie wurden durch Ausgabe von Schatzscheinen gedeckt.

In den Jahren 1913 und 1914 standen 40418100 Franken und 30451276 Franken Einnahmen des ordentlichen Budgets 50933064 Franken und 51936000 Franken Ausgaben gegenüber. Es ergaben sich Defizits von 10½ und von 21½ Millionen Franken. Dazu kamen noch die durch Anleihen gedeckten Ausgaben der außerordentlichen Etats (1914: 11,14 Millionen Franken).

Die konsolidierte Schuld der Kolonie (hauptsächlich 4prozentige Anleihen) erforderte 1914 für die Verzinsung 6692595 Franken,

1913 nur 5487535 Franken. Dazu kam eine schwebende Schuld von 4720250 Franken und eine Schatzscheinschuld von 90 Millionen Franken am 31. Dezember 1913.

In dem Ausgabenansatz des Jahres 1914 von 51936000 Franken steckten 13972845 Franken Schuldzinsen, ferner 783860 Franken Subsidien an die Missionen, 227115 Franken Beitrag an das Museum von Tervueren, 1574150 Franken Pensionen, 19000 Franken Subsidien für Feste, 10000 Franken für einen Delegierten in Kapstadt, 56123 Franken für den Kolonialrat, 20000 Franken für die Kommission zum Schutze der Eingeborenen. Bringt man diese Summen von den Ausgaben des Jahres 1914 in Abzug (die Schulden des belgischen Kongo, die auf früherer Mißwirtschaft beruhen, gehen uns nichts an) dann bleiben 35272847 Franken Gesamtausgabe, der eine Einnahme von 30451276 Franken gegenüberstand. Das Defizit belief sich nur noch auf knapp 5 Millionen Franken. Dabei ist noch zu beachten, daß in den 35¼ Millionen Ausgaben 6473400 Franken Ausgaben für die Schutztruppe steckten.

Ferner lieferte die Eisenbahn Matadi-Stanley Pool immer noch kolossale Ueberschüsse, die sehr zum Schaden der Kolonie privaten Unternehmern und nicht der Oeffentlichkeit zukamen. Die Bahn ist von einer Privatgesellschaft gebaut worden, und die belgische Regierung dachte schon 1912 daran, sie zu übernehmen; aber es ist bei diesem Vorsatz geblieben. Die Ueberschüsse der Bahn betragen in den fünf Jahren 1908 bis 1912 nicht weniger als 40417000 Franken. In derselben Zeit war für die Ausgaben des außerordentlichen Etats im Betrage von 60840000 Franken keine Deckung durch Einnahmen vorhanden. Unter deutscher Verwaltung würden solche Ungereimtheiten nicht lange bestehen bleiben und würde auch die Finanzlage des belgischen Kongo bald eine gute sein.

Ueber das Wirtschaftsleben des belgischen Kongo ist in einem früheren Kapitel das Nötige gesagt. Das von Französisch Zentralafrika war noch sehr unentwickelt.

Eine genaue Ueberprüfung der mitgeteilten wenigen Zahlen muß zu dem Ergebnis führen, daß eine einfache Zusammenlegung der vier großen Kolonien für ihre Gesamtwirtschaft durchaus nicht die übeln Folgen hätte, wie bei uns, selbst in kolonialen Kreisen, immer geglaubt wird. Eine Kolonie Mittelfrika, selbst wenn sie nichts ist als eine Fortsetzung unserer alten bureaukratischen Kolonialwirtschaft, nur in größerem Maßstabe, würde das Reich gar nicht so erheblich belasten. Wir würden mit zehn Millionen Mark Zuschuß auskommen und hätten dafür eine Kolonie mit einem Außenhandel von etwa 300 Millionen Mark, der nach einem

Jahrzehnt wahrscheinlich auf etwa 500 Millionen gestiegen sein würde. Dies würde der Erfolg sein bei einer Weiterarbeit wie vor dem Kriege.

Nun soll aber Deutsch-Mittelafrika etwas ganz anderes werden, der Anfang einer selbständigen deutschen Tropenwirtschaft, deutschen Weltwirtschaft und Weltpolitik.

Vierzigtausend Ueberseedutsche sollen in den ersten zwei bis drei Jahren nach dem Kriege ins Land gezogen werden und eine runde Milliarde Kapital mitbringen. Entschädigungen der Ansiedler in den alten Schutzgebieten, der Bahngesellschaften führen weitere 200 bis 300 Millionen Mark ein. Das wirtschaftliche Leben wird mit ungeheurer Stärke erwachen.

Ferner werden wir in klimatisch begünstigten Teilen des großen Landes, wie etwa in Angola, wovon wir unter allen Umständen einen großen Teil, wenn nicht das ganze Gebiet, haben müssen, 10000 Kleinsiedler ansetzen, Leute mit wenig Kapital aus Brasilien, Venezuela (auch dort gibt es unter dem zehnten Grad nördlicher Breite körperlich arbeitende deutsche Ansiedler!), Australien. Ein jeder dieser Siedler stellt schon im zweiten oder dritten Jahre, wie die in Südbrasilien gemachten Erfahrungen beweisen, dem Kaufmann für einige tausend Mark Produkte zum Verkauf und auch zur Ausfuhr zur Verfügung. Liefert jeder nur für 3000 Mark ab, so ergibt das eine Ausfuhrmenge (Mais, Tabak, Kaffee, Maniok) von 30 Millionen Mark. Mindestens die doppelte Summe werden die Kleinkulturen der Eingeborenen bringen, während die Sammelprodukte wie Kautschuk, Elfenbein, Kopal und Palmkerne und Palmöl schon nach 2—3 Jahren, wenn namentlich die Oelgewinnung energisch gefördert wird, einen Ausfuhrwert von 120—150 Millionen Mark ergeben müssen. Kamerun und die belgischen und französischen Kongogebiete führten 1912 für mehr als 50 Millionen Mark Kautschuk aus, für 5—6 Millionen Mark Elfenbein, für 6 Millionen Mark Kopal. Die Ausfuhr von Palmkernen und Palmöl belief sich auf etwa 15 Millionen Mark nur; sie kann in Anbetracht der riesigen Oelpalmenbestände rasch vervierfacht werden. Die Häuteausfuhr allein Deutsch-Ostafrikas wertete 5½ Millionen Mark. Belgisch Kongo lieferte für etwa 3 Millionen Mark Gold, für mehrere Millionen Kupfer und Zinn. Dazu kommt dann noch die Ausfuhr der Plantagen von Kakao, Sisal, Kautschuk, Baumwolle (die ostafrikanische Sisal-Ausfuhr wertete allein 10,6 Millionen Mark). Wir können also, wenn die Gewinnung tropischer Produkte in Mittelafrika sofort nach dem Kriege mit aller Energie in die Hand genommen wird, nach 2—3 Jahren schon auf eine Ausfuhr von

mindestens 300—350 Millionen Mark rechnen mit einer Steigerung auf mindestens das Doppelte in weiteren 5—7 Jahren. Dementsprechend wird die Einfuhr sein. Mittelafrika wird bald nach dem Kriege eine Einfuhr von 500 Millionen Mark haben, zehn Jahre später von 800—1000 Millionen. Die Einfuhr von Textilwaren wird in der ersten Zeit meist feindlichen Ursprungs sein; diese Einfuhr mag 20—25 pCt. ihres Wertes als Zoll entrichten. Nimmt man im Durchschnitt einen Zoll von 10 pCt. und erhebt ihn von einer Einfuhr von 400 Millionen Mark, so ergeben sich sofort 40 Millionen Mark Zolleinnahmen.

Die Weißen werden Steuern entrichten, Lizenzgebühren aller Art; die Eingeborenensteuer wird erhoben werden. Große Erträge wird die Gewerbesteuer bringen, die Beteiligung des Fiskus an den Eisenbahnen, an der Schifffahrt auf den großen Strömen und großen Seen.

Es ist gar nicht einzusehen, weshalb Mittelafrika, richtig angefaßt, nicht sehr bald eine eigene Einnahme von 100 Millionen Mark haben sollte.

Das Land soll nun zu seiner Verteidigung eine große Kolonialarmee aufstellen, zunächst von 50000—60000 Schwarzen unter 5000 weißen Offizieren und Unteroffizieren. Kosten letztere im Durchschnitt 6000 Mark pro Kopf, so macht das im Jahre 30 Millionen Mark. Die Kosten für einen Schwarzen werden wir auf 400—500 Mark im Jahre zu veranschlagen haben; das macht nochmals 25—30 Millionen Mark. Von den Kosten für das Kolonialheer vermag die Kolonie selber 40—50 Millionen Mark zu übernehmen, zumal in den ersten Jahren nach dem Kriege die deutschen Offiziere und Unteroffiziere der Kolonialarmee einen großen Teil der Verwaltung werden in die Hand nehmen müssen. Das Ziel muß aber sein schnelle Ueberführung des ganzen Gebietes in zivile Verwaltung und Zusammenziehung der Kolonialarmee in großen Verbänden an wenigen Plätzen und ihre Ausbildung für den Krieg.

Die zivile Verwaltung des ungeheuren Gebietes wird ein Heer von Beamten beanspruchen, von Regierungsärzten, Kulturbeamten (Landwirten, Tierärzten), Verwaltungs-, Verkehrsbeamten; mit Ausgaben im Betrage von 30—40 Millionen Mark wird zu rechnen sein. Dazu müssen Mittel für den Anleihedienst bereit sein; denn die große Kolonie wird bald neue große Anleihen für den Bau von Erschließungs- und Verkehrswegen aufnehmen müssen. Etwa zehn Millionen Mark dauernde Lasten sind bereits für Deutsch-Ostafrika und Kamerun zu tragen.

Deshalb darf das Kolonialreich nicht schon von vornherein

zu stark mit militärischen Ausgaben belastet werden, und sie sollten etwa zur Hälfte vom Reiche, zur andern Hälfte von der Kolonie getragen werden. Die Heimat muß sich daran gewöhnen, im Kolonialheer einen Teil der deutschen Wehrmacht zu sehen. Die Kolonialtruppe sichert uns davor, daß in künftigen Kriegen afrikanische Truppen gegen die heimischen Fronten geführt werden. Sehen wir die Sache so an, dann wird eine Forderung von 30, selbst 50 Millionen Mark für die Kolonialarmee etwas Selbstverständliches, und sie sollte nicht im kolonialen Etat, sondern im Etat für das Reichsheer erscheinen.

An der Spitze von Mittelfrika soll ein Vizekönig stehen, ein Mann aus fürstlichem Geblüt, dessen Person dafür bürgt, daß Reibungen zwischen militärischen und zivilen Behörden fortfallen. Der Vizekönig — sein Sitz soll möglichst zentral gelegen, aber von der Küste aus leicht und schnell erreichbar sein — hat die zentrale Verwaltung unter sich; unter ihm stehen die Gouverneure. Das ganze Gebiet wird in vier bis fünf Gouvernements zerschlagen. Die Provinzen werden möglichst selbstständig nach dem Muster der brasilianischen; aber Armeewesen, Verkehrswesen sollen einheitlich geleitet sein. Die koloniale Gesetzgebung liegt in den Händen des Vizekönigs, der dem Kaiser verantwortlich ist. Dem Vizekönig steht eine Bundesversammlung zur Seite, die sich aus Delegierten der Provinzen zusammensetzt. Es ist von vornherein auf die Entwicklung einer möglichst weitgehenden Selbstverwaltung Bedacht zu nehmen. Jede Ansiedlung tüchtiger Deutscher, welchen Glaubens sie immer auch seien, welcher politischen Richtung sie angehören mögen, ist zu begünstigen.

Vor allem soll die behördliche Aengstlichkeit vor der Ansetzung von Ansiedlern fahren gelassen werden, hinter der sich nichts weiter birgt als die Scheu vor den Schwierigkeiten, welche diese Ansiedler machen könnten. Neger, Inder, Araber sind natürlich weit leichter zu behandeln, als weiße Ansiedler; deshalb sind diese bei Beamten wenig beliebt. Das darf aber nicht maßgebend sein, wo die Zukunft des Vaterlandes in Frage steht.

Dr. med. Hans Schäfer, der vier Jahre als Bahnarzt beim Bahnbau in Kamerun tätig gewesen ist, vertritt sogar die Auffassung, daß selbst das tropische Afrika das Land der Weißen sein werde. Der Neger werde aussterben. Die körperliche Arbeit werde unter Ausnutzung der Wasserkräfte durch Maschinen besorgt werden. Schäfer hat am 7. Februar 1917 in der Berliner medizinischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten. Nach der Berliner kl. Wochenschrift (1917 Nr. 25) hat er bei dieser Ge-

legenheit an der Hand seiner Erfahrungen — er hat über 300 Sektionen ausgeführt — eine erschreckende körperliche Minderwertigkeit des Neger festgestellt.

Das ist stark einseitig beobachtet. Zum Bahnbau kommen nicht immer die gesündesten Leute, wie in einem vorhergehenden Kapitel festgestellt wurde. Auch hat Dr. Schäfer nur einen Teil von Kamerun gesehen. Es gibt aber auch in Kamerun sehr kräftige und gesunde Neger, desgleichen im belgischen und französischen Kongo, hauptsächlich aber in Ostafrika. Man wird Schäfer aber zustimmen müssen, wenn er seine Ausführungen schließt:

„Was der erste Kameruner Regierungsarzt Friedrich Plehn vor etwa 20 Jahren weitschauend vorhersagte: Kamerun wäre für Weiße eines der gesündesten Tropenländer, wenn es gelänge, die Malaria erfolgreich zu bekämpfen, ist inzwischen eingetreten. Kein verständig hygienisch lebender Weißer braucht mehr an Malaria schwer zu erkranken, geschweige an ihrer früher so gefürchteten Komplikation, dem Schwarzwasserfieber, zu sterben.“

Die landläufige Meinung, daß der Weiße, der im allgemeinen weit widerstandsfähiger und kräftiger wie der Neger ist, in Mittelafrika nicht leben könne, ist nichts als ein Vorurteil. Und diese Meinung gründet sich größtenteils auf die beobachteten Folgen übermäßigen regelmäßigen Alkoholkonsums. Dieser wieder blüht da, wo die Familie fehlt und der Weiße auf die Kneipe angewiesen ist. In geschlossenen Siedlungen mit Kirche und Schule kommt er nicht auf. Der übermäßige Alkoholkonsum ist die Begleiterscheinung noch nicht fester, in Formen gegossener gesellschaftlicher Zustände. Mit ihrem Eintritt verschwindet er.

Ueberwinden wir Vorurteile, gehen wir mit Vertrauen und Freudigkeit an Mittelafrika heran! Es wird schnell zu einer blühenden, reichen Kolonie werden und zur festen Grundlage für eine große deutsche Weltpolitik der Wirklichkeit, die jetzt an jene des Scheins treten muß, die wir bis zum Ausbruch des Krieges getrieben haben.

Los von den Angelsachsen! ist jetzt die Losung; wir erfüllen dies Gebot durch Deutsch-Mittelafrika.

